



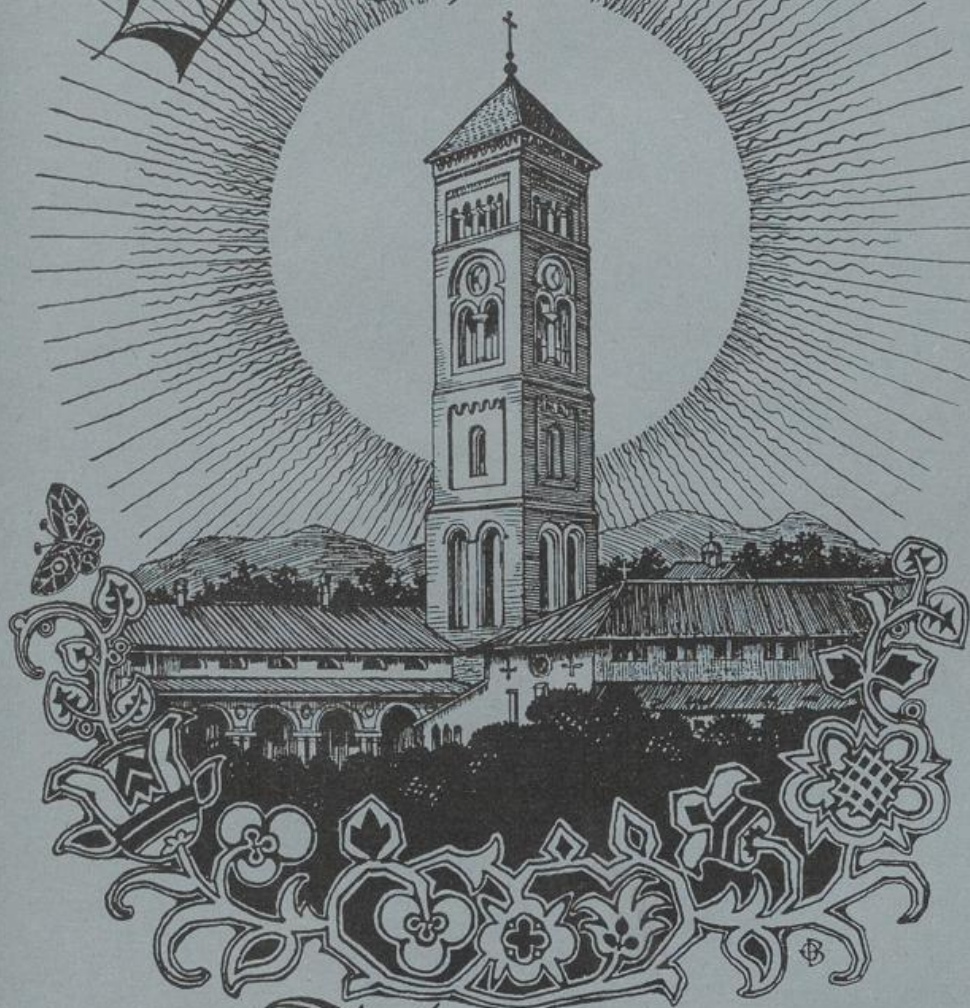
UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Vergißmeinnicht 1927**

8 (1927)

---

# Vergißmeinnicht



Zeitschrift  
der Mariannhiller Mission  
Südafrika

Nr. 8

August 1927

45. Jahrgang



# Vergißmeinnicht

## Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern  
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden  
täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

### Bezugspreise:

Für Deutschland	Mt. 2	
Österreich	} Mt. 2 bzw. denselben Wert in Sch. od. Fr.	
Saargebiet		
Luxemburg		
Schweiz		
Elfaß	} bei Einzelsendung Mt. 2.50	
Italien		bei wenigstens 5 Abonnenten Mt. 2.30
Tschechoslowakei		" 20 " Mt. 2.15
Ungarn		" 40 Abonnenten Mt. 2.—
Rumänien		bzw. denselben Wert in Fr., Lire, Rc., Pl. etc.
Polen		

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elfaß-Lothringen, Italien:  
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3  
Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:  
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8  
Postcheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:  
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52 p  
Postcheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:  
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a  
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:  
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (St. Uri)  
Postcheckkonto Luzern VII 187

### Nachrichten aus unsern Häusern

Mariannhill. Der Dirigent des Brüderchores in Mariannhill bittet herzlich um ein neues Orgelharmonium; denn das augenblickliche ist ein alter, ausgedienter Kasten. Pater Salesius Esser, der Superior des Mutterhauses, unterstützt ebenfalls diese Bitte. Etwaige Gaben für das Instrument, oder ein solches (tropenfähig) können an die Vertretung Würzburg oder direkt nach Mariannhill, Natal-Süd-Afrika gerichtet werden.

St. Paul. Im Monat Mai empfangen 19 Kleriker das Kleid des Ordens und ebenso 36 Brüderkandidaten. 12 Kleriker-Professen bezogen die Universität Würzburg und eine Reihe Brüder-Professen fand Anstellung in den verschiedenen europäischen Häusern der Gesellschaft. Im Herbst werden wieder Missionare nach Mariannhill reisen in die Mission. Daß der Gesundheitszustand der Missionare in den Missionen recht gut ist, zeigt die hohe Lebensdauer der dort wirkenden Missionare. Mögen viele sich vom Herrn des Weinberges rufen lassen zur segneten Mitarbeit.



Die Haupt Sorge der Gesellschaft ist das im Werden begriffene Priesterseminar für unsere Kleriker in Würzburg. Möge der Opfer Sinn der Gläubigen nicht nachlassen um das Werk zu vollenden, welches eine bittere Notwendigkeit ist. Der liebe Gott wird jede Gabe tausendfach belohnen. Aber auch die Missionare von Mariannhill werden für die Wohltäter und Helfer in besonderer Weise beten. Der Zug zum Ordensstande im Missionsberuf ist stark und zahlreiche Knaben und Jünglinge bereiten sich in unsern Studienhäusern und Postulatshäusern auf ihren hohen Beruf vor. Soll man die Seelen, die sich dem edelsten der Berufe widmen wollen abweisen, weil einzig und allein die Wohnungsfrage hindernd in den Weg tritt? Mehr als je bedarf ein Missionar gründlicher Vorbereitung und Ausbildung, und die wird am besten gewährleistet in guten und bewährten Bildungsanstalten. Deshalb sollen unsere Studierenden die höheren Studien teils im eigenen Seminar, teils an der Hochschule vollenden. In Würzburg mit seiner berühmten und bewährten Universität ist hierzu die Gelegenheit geboten, wo unsere zukünftigen Missionare aus Nord- und Süddeutschland sich einfinden sollen in dem geplanten Priesterseminar.

Der hochwürdigste Herr Vater General wird gegen Ende des Jahres wieder nach Südafrika zurückkehren, nachdem er wichtige Fragen der Genossenschaft betreffend regeln mußte. Mit dem Segen des hl. Vaters begleitet, wird er mit neuer Kraft sein schwieriges Amt zum Segen der Genossenschaft und der ihm anvertrauten Mission ausüben.

**Rhodesia, Tria Hill P. O. Rusapi.** Hochw. Vater Alwanger würde gerne seine interessanten Berichte „Illustrieren“, wenn er eine bescheidene Kamera hätte. Augenblicklich stellt eine protestantische Farmersfrau gelegentlich ihren Apparat zur Verfügung, deshalb kann der Apparat nicht mit „auf Tour“ genommen werden. Wer wird diesen Wunsch auf Weihnachten erfüllen? Je mehr und gute Photos aus den Missionen zu uns gelangen, desto reicher wird auch der Bildschmuck des „Verständnisheims“ werden.

**Würzburg:** Am 29. Mai empfing Fr. Theodor Höhler R. M. M. in der Bischofsk. Hauskapelle die hl. Priesterweihe. Die Primiz fand am 5. Juni in der Schweiz statt in Zuggen (Murgau) unter regster Anteilnahme der Pfarrgemeinde. Vater Höhler ist seit 1926 Präfekt im „Allophanum“ in Lohr.

## Gottes Ahrenlese

Ehrw. Br. Rochus Reim ging in Mariannhill zur ewigen Ruhe ein nach einem arbeitsreichen Leben im Alter von 83 Jahren, von denen er 30 Jahre im Ordensstande verbrachte. R. i. P.

## Aus Welt und Kirche

**Missionsärztliches Institut in Würzburg.** Dem soeben erschienenen Jahresbericht entnehmen wir, daß die Zahl der in Würzburg ausgebildeten Missionsschwester auf rund 90 gestiegen ist. An einem medizinischen Kursus für Missionare nahmen 40 Herren aus den verschiedensten Orden teil. Im Sommersemester 1926 weilten 18 Herren und 2 Damen zum Studium im Institut. Im Wintersemester war die Zahl ein wenig höher. Für die Medizinstudierenden wurden Ergänzungsvorlesungen in Philosophie, religionswissenschaftlichen und medizinisch-moralischen Fragen gehalten. Desgleichen Konferenzen zur Einführung ins innere Leben und in die Berufsethik. Im selben Jahrbuch wird die Gesamtzahl der englischen, protestantischen Missionsärzte auf 513, der amerikanischen und australischen auf 674 angegeben. Deutsche evangelische Missionsärzte gab es Anfang dieses Jahres 23.

**Die Lage der Christen in China.** Der Zentrale der Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen in Pfaffendorf, Kreis Koblenz, teilte der hochw. Vater Damaszen Herkenrath aus der Franziskanermision in China folgendes mit: Raum irgendwo in der Welt steht die katholische Kirche auf so viele Trümmer wie hier in China. Maßgebenden Berichten von Augenzeugen gemäß ist die Mission im Süden Chinas total vernichtet, das Werk jahrelanger Arbeit zerschlagen. Die wirkliche Lage ist der Öffentlichkeit nicht bekannt. Nicht nur, daß diese holschwiigten Bänden die ausländischen Missionare und die Schwestern vertrieben haben, auch die Christen versuchen sie mit allen Mitteln dem Glauben an Christus zu entziehen, sie zu Apostaten zu machen. Es ist ein wirklich satanisches Werk, das dort im Süden geschieht, und als einziger Trost in dieser großen Trübsal bleibt den armen Missionaren nichts als der Glaube an Gottes Vorsehung und Allmacht, die auch aus diesem Bösen vielleicht Gutes entstehen läßt. Wie und auf welche Wei-



se, das ist vor unsern Augen jetzt noch verborgen. Hier im Norden leben wir noch im Frieden, und solange die Nordtruppen standhalten werden, dürfen wir hoffen, in Frieden den Samen des Evangeliums weiter in die heilsbedürftigen Herzen dieses armen, geplagten und bedrückten Volkes senken zu dürfen.

**Holland trifft Vorbereitung für ein kirchliches Jubiläum.** Holland hat ein National-Komitee ernannt, um Vorbereitungen für die Feier des 50jährigen Todestages des Erzbischofs John Zwijssen zu treffen, des großen Reorganisators geistlicher Orden in Holland nach 300jähriger protestantischer Oberherrschaft. In Silburg, wo da erste Zusammentreffen des damaligen Priesters mit dem späteren König Wilhelm III. stattfand, ist die Errichtung eines Denkmals geplant. Diese Begegnung und die daraus sich entwickelnde Freundschaft zwischen Priester und König war der Grundstein der Restauration der katholischen Kirche in Holland, die 1853 vor sich ging. Pater Zwijssen wurde als erster nach der Reformation zum Erzbischof von Utrecht ernannt. 1868 versammelte er die erste Provinzialsynode. Noch als Pfarrer von Silburg hatte er zwei religiöse Orden gegründet, darunter den Orden der Barmherzigen Schwestern Unserer gnadenreichen Muttergottes, der heute über 3000 Mitglieder zählt.

**Eine indische Prinzessin beim Kardinal-Erzbischof von Vise.** Vor einiger Zeit empfing die Stadt Vise den Besuch der Familie des indischen Radschah von Sehri Garhwal, die begeistert die Kunstdenkmäler Visas besichtigte und in ihrem erotischen Aufzug viel Aufsehen erregte. Eine der Prinzessinnen aber, die katholischen Glaubens ist, wollte den Erzbischof der Stadt, den fast siebenzigjährigen Kardinal Pietro Maffi, sehen und setzte es durch, daß sie von dem Kirchenfürsten zu einem kurzen Besuch empfangen wurde.

**Der einheimische Klerus in Ostasien.** Nach einer neueren Statistik gibt es heute im fernen Osten 2440 einheimische katholische Priester. Davon entfallen 60 auf Japan und Korea, 830 auf China, 700 auf Hinterindien, 850 auf Vorderindien und auf Ceylon.

**Ein koptisches Dorf in Agypten zur katholischen Kirche übergetreten.** Ein koptisches Dorf, Deir Rifa in Oberägypten, wo St. Johann, der Almosenspende, einige Zeit gelebt haben soll, ist in seiner Gesamtheit zum katholischen Glauben übergetreten. Die Kopten stammen von den alten ägyptischen Christen ab, die

unter der mohammedanischen Herrschaft ihrem Glauben bis gegen die Mitte des 5. Jahrhunderts treu blieben. 1442 wurden sie dann zum zweiten Male in die katholische Kirche aufgenommen, fielen bald aber wiederum ab.

**Die Märtyrer von Guadalupe.** Die Katholikenverfolgung tobt in Mexiko mit ungebrochener Wut fort. Besonders in Guadalupe, der Hauptstadt des Staates Jalisco, gehen die Callisten mit äußerster Schärfe gegen die treuen Katholiken vor. Davon kann die liberale und sozialistische Presse natürlich nichts berichten, denn nur Nachrichten, die aus dem Umarbeitungsatelier der bolschewistischen Regierung hervorgegangen sind, dürfen ja ins Ausland gelangen. Ein Brief vom Schauplatz der Ereignisse, der der Wachsamkeit der mexikanischen Zensurbehörden entging, zeichnet ein ergreifendes Bild aus dem Heldenkampf, den Mexikos Katholiken nun schon über ein Jahr um ihre heiligsten Güter führen müssen.

Guadalupe, 10. April 1927. . . . Am Morgen des 1. d. M. wurde das unscheinbare Haus überfallen, in dem Anacleto Gonzalez Flores und die drei Brüder Vargas Gonzalez sich verborgen hielten. Flores ist der Führer der „Union Popular“ (Vereinigung der katholischen Arbeiterschaft) und der Herausgeber der Zeitschrift „Gladium“, die kraftvoll für die Rechte der unterdrückten Kirche eintrat. Das packend geschriebene Blatt erreichte trotz aller Schikanen der Behörden die für mexikanische Verhältnisse sehr hohe Bezieherzahl von 30 000. Die drei Brüder waren Flores' treueste und unermüdlichste Helfer. Es ist klar, daß die Regierung diesen entschlossenen Vorkämpfer der katholischen Sache um jeden Preis in ihre Hand bringen wollte. Diesmal waren umfassende Vorbereitungen für die Verhaftung getroffen. Es gab kein Entrinnen mehr: Der ganze Häuserblock war von einem starken Aufgebot umstellt. Sogar auf den Dächern standen Posten. Als Flores dies sah, lieferte er sich selbst den Häschern aus und bat, man möge die andern verschonen. Doch alle vier wurden in die Kaserne „Colorado Grande“, unser modernstes Amphitheater, geschleppt. Zur selben Zeit wurde in einem anderen Hause ein junger Mann namens Luis Padilla verhaftet und auch in die Kaserne eingeliefert. Die Opfer erhielten den ganzen Morgen nichts zu essen. Um 2 Uhr nachmittags — es war der erste Freitag des Monats — begann das grausame Martyrium.



# Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift  
der Mariannhiller Mission

Nr. 8      August 1927      45. Jahrgang

## Maria Himmelfahrt

Mächtig erbrausend mit jubelndem Schall  
Zittert es durch das lauschende All:  
„Preis dir, Maria!“ — Vom göttlichen Sohne  
Ist sie geziert mit der Demantkrone.

Schimmernde Reihen himmlischer Heere  
Singen mit Jauchzen der Königin Ehre,  
Ründen mit nimmer ermüdenden Zungen,  
Wie sie den höllischen Drachen bezwungen.

Hin über's leidvolle Tränental  
Gleitet vom Himmel ein Freudenstrahl,  
Rufet zum Fest auch die Menschenfinder,  
Rufet sie alle, Gerechte und Sünder.

Himmel und Erde lobsingen der einen  
Göttlichen Mutter, der heiligen, reinen;  
Himmel und Erde mit dankbarem Sinn  
Preisen Maria als Königin.





Von Pater Dom. Sauerland, R. M. M.

## Einiges über Ursprung und Geschichte des Zuluvolfes

### VII. Die Ermordung des Dingiswaho.

Der Adwandwe-Krieg: erster Angriff. Der zweite Angriff und Flucht  
Zwides. Pakattwaho.

Dem Adwandwe-Häuptling Zwide war es auf nicht ganz einwandfreie Weise gelungen, sich, nach allgemeinem Glauben der Eingeborenen, ein unfehlbares Geheimmittel von Dingiswaho selbst zu erschleichen, durch dessen Besitz Zwide hoffte, über den Mtetwa-Häuptling eine geheime Gewalt zu bekommen. Er begann sofort den Dingiswaho anzugreifen, der keine Ahnung hatte von dem kriegerischen Vorhaben, bis Zwides Armee schon bei Glabisa, an der Nordwestgrenze des Mtetwalandes angekommen war.

Nach einer andern Tradition soll der Kampf Zwides mit Dingiswaho durch einen gewissen Malusi, einem Führer des Adwandwe-Stammes verursacht worden sein, der aus irgend einem Grunde den Schutz Dingiswahos angerufen hatte. Diesen Vorfall nahm Zwide sehr übel auf und um dem Dingiswaho zuvorzukommen machte er seine Truppen bei Glabisa mobil. Welches der Grund auch immer war, Tatsache ist, daß Dingiswaho unvermutet angegriffen wurde. Er traf sofort Gegenmaßnahmen, mobilisierte seinerseits und forderte die Unterstützung der Zulus. Doch während die Letzteren noch im Aufmarsch begriffen waren am Mayiwane-Paß und die eigenen Truppen noch in beträchtlicher Entfernung ihm folgte, wagte sich Dingiswaho mit einer schwachen Eskorte zur Rekognoszierung vor und wurde von den Adwandwes überumpelt — wie behauptet wird auf geheime Nachricht des Tschaka hin, der die Zwidetruppen von der Unvorsichtigkeit Dingiswahos benachrichtigt hätte. Das Unglück geschah noch bevor beide feindliche Streitkräfte aufeinandergestoßen waren. Nun waren zwar die Adwandwes oft genug von den Mtetwas bestraft worden und selbst ihre Häuptlinge des öftern in Gefangenschaft geraten, aber von Dingiswaho immer wieder freigegeben worden. So konnte man diesmal auch auf Gegenseitigkeit hoffen, zumal Zwide eine Schwester Dingiswahos zur Frau hatte. Aber Zwide hörte auf den Rat seiner grausamen Mutter Atombazi und nach dreitägiger schmachtvoller Behandlung wurde der beste und fähigste Häuptling seiner Rasse getötet um das Jahr 1818.

Die Mtetwa-Nation fühlte ihre Schwäche, nachdem ihr großer Häuptling tot war und da auch die gefürchtete Zulumacht sich drohend am westlichen Horizont erhob, so fiel sie sofort der Auflösung anheim. Mondiso, des verstorbenen Königs Bruder, machte vergeblich Versuche, die Völker zusammenzuhalten; aber durch das Erscheinen Tschakas selber



wurde er rasch von seiner Illusion befreit. Nach schwachem Widerstande verleibte Tschaka die führerlosen Mletwa-Krieger seiner eigenen Streitmacht ein. Tschaka, der nun keinen Oberhäuptling mehr hatte, der ihn in seinen Machtbestrebungen hindern konnte, wurde überaus stark und sein Heer unüberwindlich. Er hatte den Gipfel seiner Macht erreicht und übte sie auch skrupellos aus. Während seiner Regierungszeit führte er nebst einer zahllosen Reihe kleinerer Kriege, Gemetzel und blutiger Schauspiele drei Feldzüge von größerer Bedeutung. Der erste dieser Feldzüge war jener mit den Adwandwes, welcher jenen gegen Sikunhana zur Folge hatte.

**Der Adwandwe-Krieg: erster Angriff.** Gegen den mächtigen Adwandwe-Stamm, vor dem Tschaka bis jetzt in beständiger Angst gelebt hatte, konnte nicht vorgegangen werden, ohne daß mit einem etwaigen Mißlingen gerechnet werden mußte. Zwide selbst ergriff nun die Offensive. Da er vernahm, daß die Zulu unter Tschaka dem Dingiswaho zu Hilfe geeilt waren, wurde er gegen diesen aufgebracht und in der Absicht, die Völker, welche nach Dingiswahos Fall unter die Herrschaft Tschakas geraten waren, sich selbst zu unterwerfen, rüstete er sofort eine Strafexpedition gegen diesen aus. Aber Tschaka ließ sich nicht überraschen. Sein Heer war bereit, dem Feinde gegenüber zu treten. Nachdem er seine Krieger, Mangosi aus dem ema Mbateni-Stamm, Mlayishana aus der Kuzwaho-Stippe, Mbindwa, „der wilde Bergbüffel“, Mcozana von Moni, Nobanda, Mfasane und andere mit ungewöhnlicher Tapferkeit begeistert hatte, griff er den herannahenden Feind an, dessen Menge zahllos war „wie herumliegende Kehrichtabfälle.“ Zwide führte längst nicht mehr seine eigenen Armeen an, wie es Tschaka tat, sondern sein Bruder Ngabeni, sein Thronerbe Nomashlanjana und seine anderen Söhne, Mpepa, Dayingubo und Nombegula waren mit dabei. Gegen diese richtete sich der Hauptstoß der Zulustreitmacht. Alle wurden getötet und die Adwandwes in die Flucht geschlagen.

**Zweiter Angriff und Flucht Zwides.** Als Zwide die Nachricht von der Niederlage der Seinen erhielt, suchte er sich erst zu erholen von dem Unglück und befahl dann seinem Heere wieder gegen die Zulus zu marschieren, um für seine gefallenen Söhne „die Speere im Blute eines Ochsen zu waschen.“ Sie zogen also zum zweitenmal mit voller Streitmacht aus, um Tschaka eine Schlacht zu liefern. Doch dieser Meister in der Strategie hatte seinen Plan wohlausgedacht. Im ganzen Lande wurde die Ernte und alle Nahrungsmittel vernichtet und der ganze Zulustamm mit Frauen und Kindern mit Hab und Gut und allem Vieh zog zu dem verlassenen Lande in der Nähe von Mkhahlaba, südlich des Mhlathuze. Tschaka hatte richtig vorausgesehen, daß der Feind sich auf die Ernte und das Vieh im Zululande verlassen werde, aber notwendigerweise einen größeren Marsch machen müsse, um die Zulus zu erreichen und dann ausgehungert wenig widerstandsfähig sei. Und so



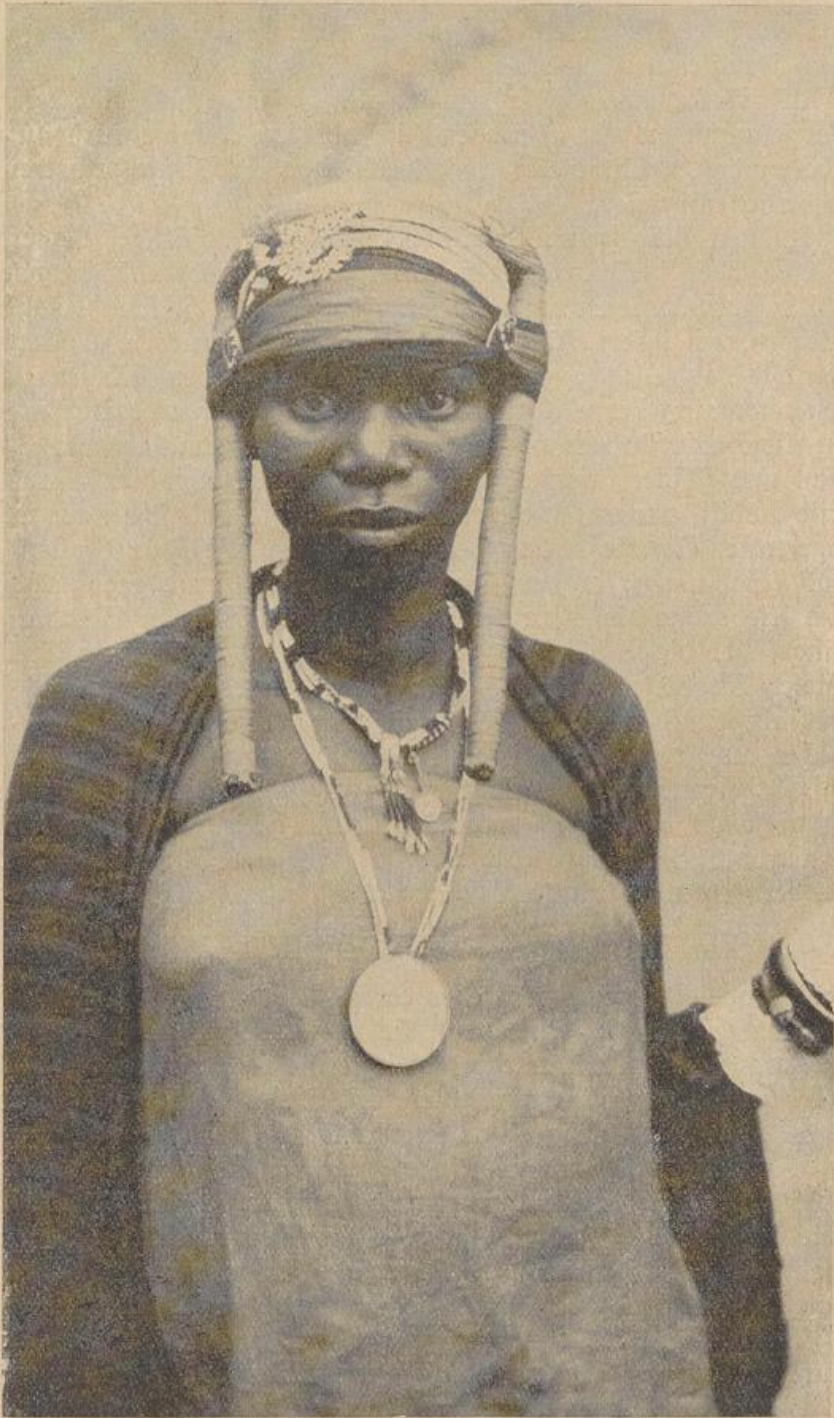
war es auch. Zwides Armee fand am Ende ihres ermüdenden Marsches keine Nahrungsmittel und war gezwungen, mehrere Tagesmärsche weiter zu ziehen mit leerem Magen. Der Weg führte noch dazu durch ein Land, das die Geduld der Leute auf eine harte Probe stellte. Sie fanden endlich die Zulus ruhig bei Mbandhla lagernd. Tschaka schickte ihnen sofort seine weniger guten Regimenter entgegen, welche den Feind beunruhigen sollten. Dadurch wurden die Adwandwes noch mehr ermüdet. Sie suchten nun völlig erschöpft in einem notwendigen Schlaf ihre Kräfte zu sammeln. Der verschlagene Tschaka war aber jetzt gerade sehr wachsam und sandte seine jungen Krieger vor, welche sich an das wenig gesicherte Lager der Zwide-Armee heranmachten und ein unbarmherziges Gemetzel veranstalteten. Die Zwide-Truppen entgingen nur dadurch dem Schicksal eines Sennacherib, daß Tschaka seine totbringenden „Engel“ anwies, das Schlachten einzustellen und vor Tagesanbruch zurückzukehren. Am andern Morgen jedoch sammelten sich die Adwandwe-Krieger zur Entscheidungsschlacht.

Die Kerntruppen des Zuluheeres, die bis zu diesem Augenblicke in Reserve standen fielen nun einer Lawine gleich über die Krieger Zwides her. Die Adwandwes konnten nicht widerstehen und flohen bis an den Mhlatusze, wo sie gänzlich geschlagen wurden. Tschaka nützte seinen Sieg aus und verfolgte den fliehenden Feind bis in sein eigenes Land. Sobald sich seine Krieger den Kraals näherten, ließ Tschaka den Adwandwe-Kriegsgefangen anstimmen. Die Frauen eilten herbei, um ihre eigenen Krieger zu begrüßen und liefen so dem Sieger in die Hände. Der Häuptling Zwide aber konnte sich rechtzeitig in Sicherheit bringen. Er kam mit dem Leben davon, aber der ganze Stamm wurde eine Beute Tschakas.

Tschaka stand auf dem Gipfel seiner Macht, die er mit Blut und Eisen sich errungen hatte. Seine unbefiegbaren Truppen hatten unter seiner Führung den größten Teil der südafrikanischen Welt über den Haufen geworfen und diese lag nun vor den Klauen der blutigen Bestie. Er hätte sich auf seinen Lorbeeren ausruhen können, aber er blieb unruhig. Als Mann in der Blüte der Jahre, ungefähr 35 Jahre alt, bekam er friedlichere Anwandlungen. Er hatte sich entschlossen, sein Leben niemals mit dem verweichlichenden Ehejoch zu belasten — er hielt diesen Vorsatz bis zu seinem plötzlichen Ende — noch wünschte er ein Kind zu hinterlassen, das sich bei seinem Tode auf das Erbe freuen könnte. Dieser blutige Junggeselle fühlte nun auf einmal ein wärmeres Interesse für die Töchter des Rndhlo.

**Pakatwaho**, der Sohn Rndhlos, war der Häuptling der Quaben, eines Stammes der nahe an der Küste wohnte. Dieser Häuptling war ein entfernter Vetter Tschakas. Tschaka hatte die Schwestern Pakatwahos kennen gelernt während er im angrenzenden Gebiete Dingiswahos heranwuchs. Jetzt wollte er sie besitzen, und um dies zu erreichen waren





Eine heidnische Zulufräu



ihm jedes Mittel recht. Wenn der Wolf zu feige ist dem Lämmlein offen entgegenzutreten, so tut er es auf Schleichwegen. Es wurde nun zwischen beiden Häuptlingen ein Jugendfest veranstaltet, wobei die Jünglinge und Jungfrauen beider Stämme an Tanz und Spiel sich erfreuen sollte. Als Pakatwayo besser tanzte als Tschaka, äußerte Letzterer: „Im Tanze magst du mir überlegen sein, aber im Kampfe wirst du mich nicht überwinden.“ Mit dieser unheilverkündenden Bemerkung trennten sich die beiden Parteien.

Ein Anlaß war bald gefunden als Tschaka eine abfällige Bemerkung Pakatwayos über ihn vernommen hatte. Eine Strafexpedition war die Folge. Die Zulu lagerten am untern Mhlatusze und Tschaka befahl seinen Kriegern, mit ihrem Munde einige Ahren Raffenkorn zu sammeln, dieselben wie das Vieh zu verzehren und nicht mit den Händen zu berühren, „denn nicht heute ist mein Tag, sondern morgen werde ich eine Schlacht liefern.“ Pakatwayo war über das Herannahen der Zulus überrascht und schickte sofort Krieger zum Erkundungsdienste aus. In aller Eile mobilisierte er seine eigenen Streitkräfte und schon am folgenden Tage traten sich die beiden Heere gegenüber. Die Zulus sollen „wie Mambas (Schlangen) in dem langen, trockenen Grase gehockt haben“ und bald trieben sie die Linie der Quaben zurück bis zum Standort des Häuptlings, der die Schlacht von einer sicheren, vorteilhaften Stellung beobachtete. In diesem kritischen Augenblick wurde Pakatwayo durch eine plötzliche Halsmuskelverzerrung außer Gefecht gesetzt. Dieser Vorfall machte auf seine Leute einen niederschmetternden Eindruck. Denn im höchsten Augenblick der Gefahr waren sie führerlos. So ergriffen die Quaben vollends die Flucht und Pakatwayo geriet in Gefangenschaft. Sofort wurde Tschaka vom Unglücke des Gegners benachrichtigt, „sein Hals sei verdreht und sein Kopf schaue nach hinten.“ „Fügt diesem meinem Bruder kein Leid zu“, sagte der Listige, „tragt ihn sachte in seinen Kraal. Ich selbst aber muß mich von ihm ferne halten, damit er nicht etwa durch meine Gegenwart niedergedrückt werde und sterbe. — Doch sein Vieh habt ihr herbeizubringen!“ Es war aber nicht allein das Vieh des Pakatwayo, sondern auch eine bestürzte Gesellschaft junger Mädchen — die Töchter Kondhlos. Hatten diese erst Tschaka verachtet, so suchten sie jetzt die Gunst des Siegers zu erlangen. Tschaka begab sich zum em Tandeni-Kraal. Am Abend noch erkundigte er sich nach seinem königlichen Patienten. Es wurde ihm gemeldet, er sei besser und sein Kopf stehe wieder gerade. „Dann“, sagte der Schlaue, „wenn es so ist, so schickt seine Brüder (die auch im Kampfe gefangen worden waren) zu ihm, damit sie während der Nacht bei ihm wachen. Möge dieses Kind meines Vaters sich wieder erholen; wir haben wohl mit ihm gekämpft, doch nicht beabsichtigt ihn zu töten. Und gerade diese Brüder Pakatwayos, welche Tschaka ausersahen hatten, um während der Nacht bei ihm zu wachen, waren eben jene, die infolge von Familienzwistigkeiten



sich schon längst mit ihrem Bruder entfremdet hatten und jetzt seine Todfeinde waren. Die schon längst gesuchte Gelegenheit war für sie gekommen und sie taten in jener Nacht ihre Pflicht sehr gut, indem sie das Haupt ihres Bruders so verdrehten, daß es nie mehr in seine alte Lage zurückkehrte. Am andern Morgen meldeten sie alsdann den Tod Pakatwayos. „Weh! weh!“ jammerte der Listige, „und von seinen eigenen Brüdern ist er getötet worden!“ Auf solche Weise bildete also der verschlagene Meister der Strategie die Welt nach seinem Gefallen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Eine Bitte des Bruder-Kirchenchores in Mariannhill

„Gesang verschönert das Leben, Gesang erfreut das Herz,  
Ihn hat uns Gott gegeben zu lindern Sorg und Schmerz.“

Wenn der Sinn dieser Worte im profanen Gesang schon viel Wahres für sich hat, dann noch vielmehr im geistlichen, im Kirchengesang. Wie viel Gutes ist wohl schon im Stillen durch einen schönen, erbauenden Kirchengesang gestiftet worden! Hat doch der Kirchengesang schon so oft die erkalteten Herzen, die jahrelang der Kirche fern standen, wieder aufgeweckt, gleichsam wie eine beredte Predigt auf sie einwirkt. Sie erinnern sich wieder der früheren Jahre, da sie auch so froh mitgesungen, gleich einem Echo klingt es ihnen immer wieder und ruft ihnen zu: „Kehre zurück zu Gott, auf daß du wieder froh bist.“ Oder zieht nicht so oft der feierliche Festgesang, der feurige Orgelton die Seele so recht in die Festfreude hinein, auf daß sie mitjubelt und so erst recht in die Feststimmung hineingetragen wird. Ist es nicht erfreulich zu wissen, daß auf dem weiten Erdenrund wo immer nur eine katholische Mission und Kirche errichtet ist, Gottes Lob gesungen wird. Es heißt ja im 116. Psalm: „Lobet den Herrn alle Völker, lobet Ihn alle Nationen.“

Auch hier bei uns im fernen Süden Afrikas, wo am Sternenhimmel das Kreuz des Südens auf das schwarze Negervolk herniederleuchtet, wird Gottes Lob gesungen, werden die Feste mit feierlichem Gesang und Orgel oder Harmonium gefeiert. Das schwarze, heitere Naturvolk gibt viel auf Musik und Gesang, besonders bei den Männern. Überhaupt wie es nun einmal einem Naturvolk eigen ist, haben sie viel Sinn fürs Außerliche; schön geschmückte Kirchen und Altäre, Musik und Gesang imponiert und zieht sie an. Wie oft schon konnte man von den Protestanten, deren es hier in Süd-Afrika so viele Sekten gibt, die Äußerung hören: „Einen solchen schönen Gottesdienst haben nur die Amaroma, die Katholiken.“

Hier in Mariannhill, dem Mutterhaus unserer Mission, wird der Kir-



Chengefang auch nach besten Kräften gepflegt und ist es für die Brüder Ehrensache, zur Verschönerung und Erhöhung des Gottesdienstes mitwirken zu können. Hat doch der Brüder-Kirchenchor nicht nur die Aufgabe, das Jahr hindurch in der Klosterkirche, sondern auch in der bischöflichen Kathedrale bei besonderen Festlichkeiten und Pontifical-ämtern zur Verschönerung des Gottesdienstes mitzuwirken. Damit aber, wie es sich für eine große Klosterkirche und eine Kathedrale geziemt, die Gesänge immer gut ausgeführt werden können, müssen der Sängerkhor wie auch die Organisten sich immer gut vorbereiten. Für diese Vorbereitungen und Übungen sollte man aber auch ein Instrument, ein Harmonium zur Verfügung haben, das seinem Zweck entspricht. Unser Harmonium, welches wir nun seit vielen Jahren im Gebrauch haben, ist schon sehr altersschwach und will trotz wiederholter Reparatur nicht mehr seinen Dienst erfüllen.

Verehrte Leser und Leserinnen des „Vergißmeinnichts!“ Der Schreiber dieser Zeilen möchte nun, wie schon in der Überschrift angedeutet ist, um ein Scherflein bitten zur Anschaffung eines neuen Orgelharmoniums; diese Gabe ist so viel als wie für die Kirche gegeben. Die verehrten Wohltäter haben dann auch Anteil an unseren Gesängen, und bekanntlich heißt es: „Gesungen ist zweimal gebetet.“ Der Kirchengesang und auch die damit verbundenen Übungen sind von der hl. Kirche mit Ablässen versehen worden.

Allen denen, die sich im Herzen angetrieben fühlen für diesen guten Zweck eine Liebesgabe zu spenden, möchte ich bitten, selbiges an unsere Missions-Vertretung Würzburg einzusenden mit der ausdrücklichen Bemerkung: „Ist für Anschaffung eines Orgelharmoniums für den Brüder-Kirchenchor Mariannahill bestimmt.“ — Gerne wünschten wir den wackeren Brüdern die Erfüllung ihrer Bitte. D. R.

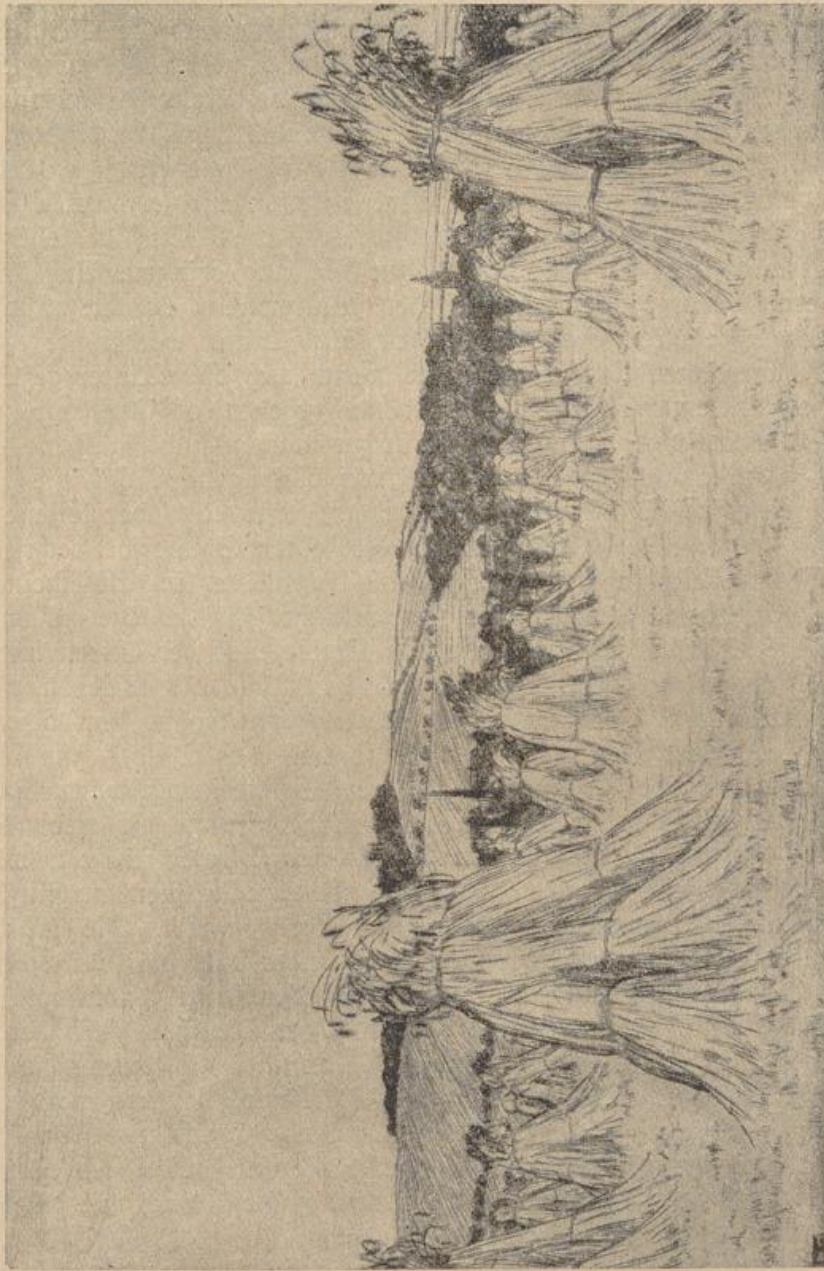
---

Von P. Hoche

## Mutter und Söhne

Mit Recht ruft Pestalozzi, der große Schweizer, in seinen Abendstunden eines Einsiedlers aus: „O Vaterhaus, du Grundlage aller Sitten und des Staates!“ Ein anderes Wort sagt ebenso wahr: „Das stille Haus, das Heiligtum der Liebe, ist die Pflanzstätte aller Menschlichkeit und Tugend.“ In der Familie bildet sich ja der zukünftige junge Mensch wie die Perle in der Muschel, der Vogel im Ei; hier empfängt er seine ersten Eindrücke, hierher kehrt er immer wieder von neuem zurück, um wieder Kraft und Anregung zu empfangen. Kann daher die Erziehung durch die Familie auch nicht alles bewirken, so ist sie doch immerhin einer der stärksten Faktoren, die die zukünftige Persönlichkeit bestimmen.





Erntefegen



In der Gegenwart droht unser reiches deutsches Familienleben in gewisser Hinsicht zu verarmen. Schuld daran ist neben anderem vielfach der wirtschaftliche Wandel unserer Tage. Ein großer Teil der Familienväter ist den Tag über fern vom Hause und in Fabriken, Werkstätten und Schreibstuben beschäftigt. In ihrem Heim sind sie oft nur vom Abend bis zum Morgen, also wenn die Kinder noch oder schon schlafen. Es ist klar, daß auf diese Weise nicht nur der erzieherische Einfluß der erziehenden Arbeit völlig verloren geht, sondern daß der Vater überhaupt nicht in der Lage ist, seine Persönlichkeit erzieherisch auszuwirken. Diese veränderten modernen Verhältnisse stellen an die Mutter ganz erhebliche Mehrforderungen. Je mehr des Vaters Einfluß fehlt, umso entschiedener muß sie den Ihrigen zur Geltung bringen. Auf ihr ruht die Verantwortung, die Ibsen mit den Worten kennzeichnet: „Die Frauen werden die Menschheitsfrage lösen, als Mütter werden sie es tun.“ Es ist daher unendlich zu bedauern, wenn auch die Mutter gezwungen wird, außer dem Hause dem Erwerb nachzugehen, es ist ebenso zu verurteilen, wenn man Stimmung dafür zu machen sucht, daß die verheiratete Frau, auch die Mutter, im Amte bleiben darf. Für sie gibt es nur einen ersten Platz: bei ihren Kindern. Nur Not oder seltene Ausnahmen hochbegabter Frauen sollten hier einen Sonderfall rechtfertigen. Es gälte vielleicht als natürlich, wenn dem Vater im allgemeinen der Sohn, der Mutter dagegen die Tochter näher stünde. Vielfach wird es auch so sein. Umgekehrt trifft aber im Seelenleben der Eltern und Kinder das Gesetz zu, daß sich die ungleichen Pole oft anziehen. In der Tat ist auch das Verhältnis der Mutter zum Sohne von besonderer Wichtigkeit, sicher bedeutungsvoller als das des Vaters zur Tochter. Es ist die Aufgabe der Mutter, zu ihrem Sohne in ein warmes, innerliches Verhältnis zu treten. Schon weil der Junge oft mehr Stärke, robustes Auftreten, ungezügelter Kraft, Maßlosigkeit äußert, wird es nur erwünscht sein, wenn er den mildernden, besänftigenden Einfluß eines weichen, abgeklärten Frauencharakters erfährt. Die mütterliche Persönlichkeit muß ihm, der doch noch mehr als das Mädchen ins raue Leben hinaus muß, ein Leitstern in den Gefahren und Kämpfen des Tages sein, ein leuchtendes Vorbild der Reinheit. Als der junge Parzival in die Fremde zog, da war es ihm natürlich, daß er die Lehren seiner Mutter Herzeleide nicht nur auf der Zunge, sondern auch im Herzen trug, und wer Gottfried Kellers herrliche Erzählung „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster“ kennt, weiß, wie eine verwitwete Frau imstande ist, in tiefer mütterlicher Liebe und zugleich doch mit väterlichem Ernst einen Sohn zu erziehen.

Vor allem wird die Mutter durch ihr eigenes Leben den Sohn zur Schätzung, zur Ehrfurcht gegen ihr eigenes Geschlecht erziehen können und müssen. Heute fehlt den Männern häufig diese Hochachtung vor den Mädchen, vor dem weiblichen Geschlecht überhaupt, oft als Folge



falscher Erziehung. Es ereignet sich, daß der Junge dem Mädchen gegenüber als Herr in der Kinderstube aufgezogen wird, als ob er der besondere Stolz der Familie wäre. Das merkt der kleine Fant und bald wächst er in die Anschauung der Eltern hinein. Ohne Nachdenken behält mancher Mann diese Ansicht sein Lebtag bei. Hier kann die Mutter schon erzieherisch wirken, indem sie den ungerechtfertigten Unterschied zwischen Bruder und Schwester nicht erst keimen läßt. Ebenso wichtig wird es sein, den heranwachsenden und erwachsenen Sohn so zu beeinflussen, daß er ihr von selbst immer Hochachtung und Verehrung entgegenbringt. Zwischen Mutter und Tochter pflegt das Verhältnis mit den Jahren meist inniger zu werden, ganz von selber, aber auch den Sohn muß die Mutter zur tiefsten Pietät gegen sich bringen. Gewiß ist es schön, wenn der kleine Bube seine Mutter froh umhalst, noch rührender aber, wenn auch der erwachsene Mann der Mutter in treuester Liebe lebt. Wie innig ist das Verhältnis von Mutter und Söhnen in Stieler's reizendem „Winteridyll“ gekennzeichnet, wenn die Söhne bekennen:

„Wie senkte sich dein Blick, der frohe, schöne  
Hinein ins Tun und Denken deiner Söhne.  
Wir haben alles mit dir durchgesprochen,  
Die frohen Feste und die sauren Wochen,  
Und jedes Wort war ein lebend'ger Reim!“

Die Mutter, die ihren Sohn so an sich fesselt, dient nicht nur diesem, sondern ihrem Geschlecht. Der Mann, der im rechten, im zarten Verhältnis zu seiner Mutter steht, kann gar nicht unritterlich zu seiner Schwester sein, er wird im allgemeinen auch von Hochachtung gegen das weibliche Geschlecht überhaupt erfüllt sein.

Was die Mutter dem Sohne fürs ganze Leben ist, sagt der Dichter bezeichnend:

„Ich bin allein seit vielen Jahren  
Und trag es klaglos, wie ich muß.  
Nur hätt' ich's gerne noch erfahren,  
Wie lind auf frühergrauten Haaren  
Liegt einer Mutter Abschiedskuß.“

In den Köpfen mancher Männer spuckt noch der Glaube, daß der Mann in der Ehe nicht nur andersartig, sondern auch mehrwertig sei, und in unzähligen Ehen hat diese Meinung das rechte Verhältnis der Gatten verschoben. Wer zu seiner Frau aber in dieser Beziehung den falschen Standpunkt einnimmt, kann schwerlich auch der treue, zarte Sohn seiner Mutter sein. Mutterliebe und Frauenliebe des Sohnes gehen von ein und derselben Wurzel aus und wirken zu gleichen Zielen hin.



Von Pater Maurus Kalus, R. M. M.

## Allerlei Eindrücke aus der Mission unter den Schwarzen

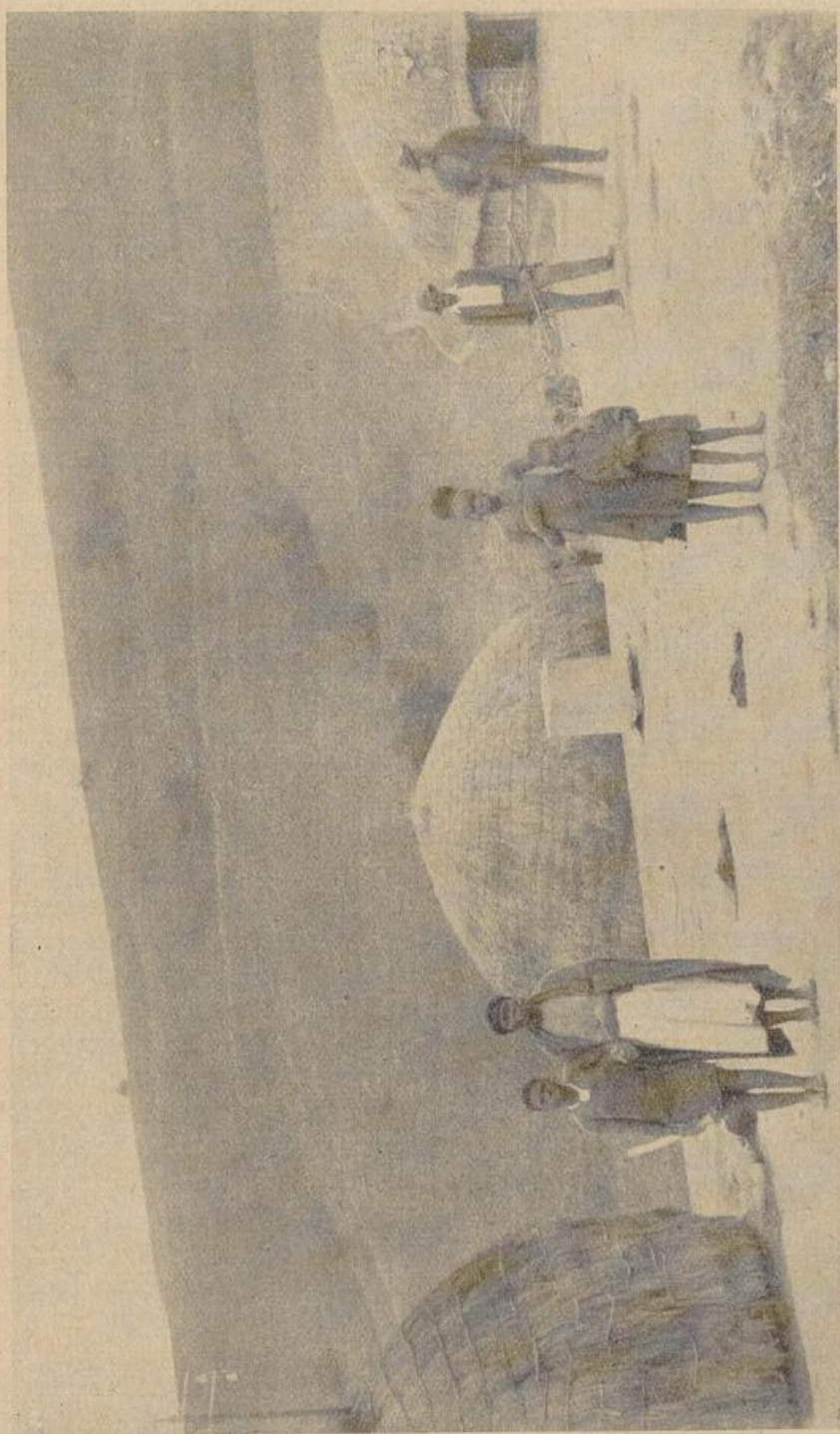
Da ich nach meiner Priesterweihe mehrere Jahre in der Basutomission beschäftigt war, so ist es ein sehr günstiger Umstand für mich, daß ich jetzt Gelegenheit habe auch unsere Kaffernmission näher kennen zu lernen. Denn ein Ding lernt man durch Vergleich desselben mit einem anderen immer besser kennen. Dann ist auch noch ein negativer Vorteil dabei. Man ist nämlich da wo die wirkliche Kenntnis abgeht der Gefahr ausgesetzt, etwaige Verschiedenheiten zu hoch einzuschätzen, ja sogar Verschiedenheiten anzunehmen, wo gar keine vorhanden sind und z. B. gewisse gute oder schlechte Eigenschaften des Volkes mit dem man zu tun hat, diesem Volke ausschließlich zuzuschreiben und dasselbe eben deshalb höher oder geringer zu schätzen als andere, während in Wirklichkeit die fragliche Eigenschaft anderen Völkern ebenso gut zukommt wie denjenigen, welchem wir sie ausschließlich zuschreiben wollen. Hier nur ein Beispiel, nicht von den Menschen, sondern von der physischen Beschaffenheit des Landes genommen.

Da unsere Basutomission sich bei, oder wenn man will, in den Drakensbergen befindet, so denkt man ganz naturgemäß, daß man in dieser Mission sehr viel mit Bergsteigen zu tun hat. Allerdings muß man um genau zu sein sagen, daß es in Natal, besonders in der Nähe der Küste keine Berge gibt, aber diese werden reichlich ersetzt durch gewaltige Täler. Und wenn man da auf dem Boden eines solchen Tales angelangt ist, dann hat man bisweilen eine Höhe vor sich, die sich mit denen der Drakensberge wohl messen kann. Der Unterschied besteht nur darin, daß man in den Drakensbergen für gewöhnlich erst hinauf- und dann wieder hinabsteigen muß, während man anderswo, da wo es „keine Berge“ gibt, erst hinunter und dann wieder hinaufsteigt.

Da aber die Wissenschaft keinen Berg ohne Tal anerkennt, mithin aber auch kein Tal ohne Berg anerkennen kann, so verschwindet für die Wissenschaft ein eigentlicher Unterschied, und wie jeder sich überzeugen kann, auch für die Praxis. Ja, in unserem speziellen Falle kann man noch hinzufügen, von allen Missionen Mariannhills gibt es wohl wenige mit so ebenem Terrain als die Basutomission, da vom Fuße der Drakensberge an, auf 50 Meilen und darüber, wo gerade unser Missionsfeld ist, ebenes Land sehr stark vorherrscht.

Als ich gegen Ende Februar 1911, zu welcher Zeit ich in Himmelberg stationiert war, (der Himmelberg hat auch sein, ich weiß nicht soll ich sagen Himmel- oder Höllental), den Auftrag erhielt, nach Maria-Trost zu gehen um während einiger Tage in dieser Mission auszuhelfen, war das gewiß für mich eine angenehme Nachricht. Denn abgesehen von anderen, für den Missionar bestimmenden Gründen, hatte ich da Ge-





Im Heidenfraal



legenheit 2 Stationen, die ich noch nie gesehen hatte, Maria=Trost und Ötting, über welcher der Weg nach Maria=Trost führt, kennen zu lernen, sowie auch neues Land und Volk zu sehen. Ich machte mich also auf den Weg nach Ötting, wo ich übernachten sollte, um am folgenden Tage den Weg nach Maria=Trost fortzusetzen.

Es war ein recht heißer, schwüler Tag. Schon befand ich mich in der Nähe von Ötting. Es zog mich dahin auf kürzestem Wege. Einen Führer hatte ich nicht. Nachdem ich den dortigen Fluß Untwalume passiert hatte, erklomm ich in der Richtung in welcher ich Ötting vorher gesehen hatte, einen fürchterlichen Berg — wohlgemerkt vom Tal aus betrachtet. Ich war natürlich der Meinung, oben angekommen werde ich mich plötzlich vor den Toren Öttings sehen. Diese Hoffnung gab mir Mut und Kraft. Aber gut ist es dem Manne, daß er die Zukunft nicht kennt, denn wie würde er es fertig bringen sich anzustrengen und abzumühen wenn er wüßte, welch bittere Enttäuschung der Lohn seiner Mühen sein wird! Oben angekommen sehe ich mich einem bei dem heißen Wetter zwar nicht kalten aber doch gefühllosem Drahtzaun gegenüber, und dieser ist nicht einfach zu umgehen, nein, man muß notwendig wieder den Berg oder genau gesprochen, das Tal hinunterklettern, und dann natürlich auf der anderen Seite wieder hinauf. „Nun, der Mensch kann viel ertragen, wenn er muß“, sagt Alban Stolz.

Ich erreichte das Tal ohne weiteren Zwischenfall, d. h. der Regenmantel, den ich hinten am Sattel festgeschnallt hatte, fiel zwar nicht dazwischen, aber herunter. Als ich den Verlust bemerkte, suchte ich und fand — nichts. Der ehrliche — wollte sagen der glückliche Finder, wird den alten Mantel wohl auch wieder mit ganz anderen Gefühlen wahrgenommen haben. Damit die Sache vollständig wird, zog, während ich den Regenmantel vergeblich suchte, ein fürchterliches Gewitter herauf. Ich trieb das Pferd an, um womöglich noch vor dem Ausbruch Ötting zu erreichen. Das Naßwerden gab mir übrigens weniger zu denken als die in der Nähe häufig einschlagenden Blitze, gegen die auch der Regenmantel ein schlechter Schutz gewesen wäre. So flüchtete ich mich zu guterlekt kurz vor Ötting in einen Raffernkraal, während es allerdings auch da ziemlich stark zum Dache hineinregnete und hagelte. Das Unwetter hielt länger an als ich geglaubt hatte, aber endlich ging es doch vorüber und ich setzte meinen Weg fort.

Ötting gefiel mir ausgezeichnet. Wunderschöne Lage, im Hintergrund der Schloßberg mit einer ansteigenden Straße, jedes Stück so an seinem Platze, so malerisch wie auf einem Bilde, und dann auch noch eine schöne, neue Kirche.

Am folgenden Tage ging ich weiter nach Maria=Trost. Wieder herrliche, romantische Gegenden. Nach rechts in der Ferne sehe ich endlich auch eigentliche Berge statt lauter Täler wie bisher. Es sind die Ingelsberge. Etwas was mir nicht gefällt, und was man bei den Basutos



nicht sieht, obgleich sie mit Bezug auf Lebensbedürfnisse im Allgemeinen schlechter dran sind als die Raffern in der Nähe der Küste, das ist die Bettelei der Kinder. „Isinkwa, 'nkosi“, „Brot, Herr“, hört man immer wieder als Gesprächsanknüpfung. Als ich mich eben einem Raffernkraal näherte, sprang ein Bursche aus demselben hervor, indem er eine Handvoll Zuckerrohrstengel zwischen den Beinen hielt und unter Zeichen ausgelassener Fröhlichkeit nach dem nächsten Kraale Steckpferd gallopierte. Ich meinte fast einen Narren zu sehen, denn der Kamerad war schon stark über die Knabenjahre hinaus.

Da es von dort an wieder steil bergab ging, auf den Fluß Umzumbe zu, so holte mich kurz hernach derselbe Bursche, der gerade einen Weg in derselben Richtung zu machen hatte, ein. Da ich im Tal angekommen mich mit dem Wege nicht auskannte, so war er mir ziemlich behilflich. Ja er zeigte sich sogar ungewöhnlich gesprächig, erkundigte sich über das und jenes, erzählte mir Verschiedenes, drückte mir seine Teilnahme aus weil ich da so herumreisen müsse ohne den Weg zu kennen, und zeigte sich entrüstet über gewisse Raffern an deren Kraal ich vorbeigekommen war und die nicht sehr bereitwillig waren, mich über den Weg aufzuklären. Ich wunderte mich über diese mehr als gewöhnliche Äußerung von Geist und Gefühl bei diesem Jungen, den ich noch soeben für einen Narren halten wollte. Insbesondere berührte es mich angenehm, daß er nicht bettelte. Doch halt, hätte ich doch nicht daran gedacht! Denn noch kaum geboren war der Gedanke, da überzeugte mich der Junge daß er falsch war, d. h. ich will nicht sagen der Junge selbst, sondern der Gedanke. Also ich habe wieder daneben getroffen. Man soll niemand vor seinem Tode glücklich preisen und keiner Tugend trauen, bis man sie erprobt hat. Der Bursche setzte mir so mit Betteln zu, daß ich endlich um Ruhe zu bekommen, ihn einen Blick in meine Umhängetasche gestattete, so daß er sich überzeugte, daß ich nichts Ekstremes bei mir führe und deshalb einem alten Spruch gemäß auch nichts derartiges an Andere austheilen könne. Ja, hernach ist sogar der Verdacht in mir aufgestiegen, der Bursche habe mir einen Weg gezeigt, der für mich der weitere war, jedoch mit dem seinigen zusammenfiel, damit er so Zeit zum Betteln gewinne. Doch ich will darüber nicht urteilen.

Endlich mußten wir uns trennen. Ich hatte dann noch einen Fluß zu passieren, den Umhlatshana, der gerade unterhalb Maria-Trost liegt. Besonders diese Flußgegend ist in der Tat reizend, hoch romantisch. Nach einigen Tagen voll Anstrengung aber auch mancher Freude, trat ich den Heimweg an. Was mir in der Raffernmission gefällt, ist, wie es mir wenigstens vorkommt, eine größere Herzlichkeit, mehr Freundschafftlichkeit, mehr Gefühl für einander als das in der Basutomission der Fall ist. Selbst die Schulkinder erkundigen sich, wenn der Nachbarmissionar einmal kommt, wie es seinen Kindern geht, geben Grüße an sie auf, zeigen große Freude, den Missionar einmal zu sehen usw. Es



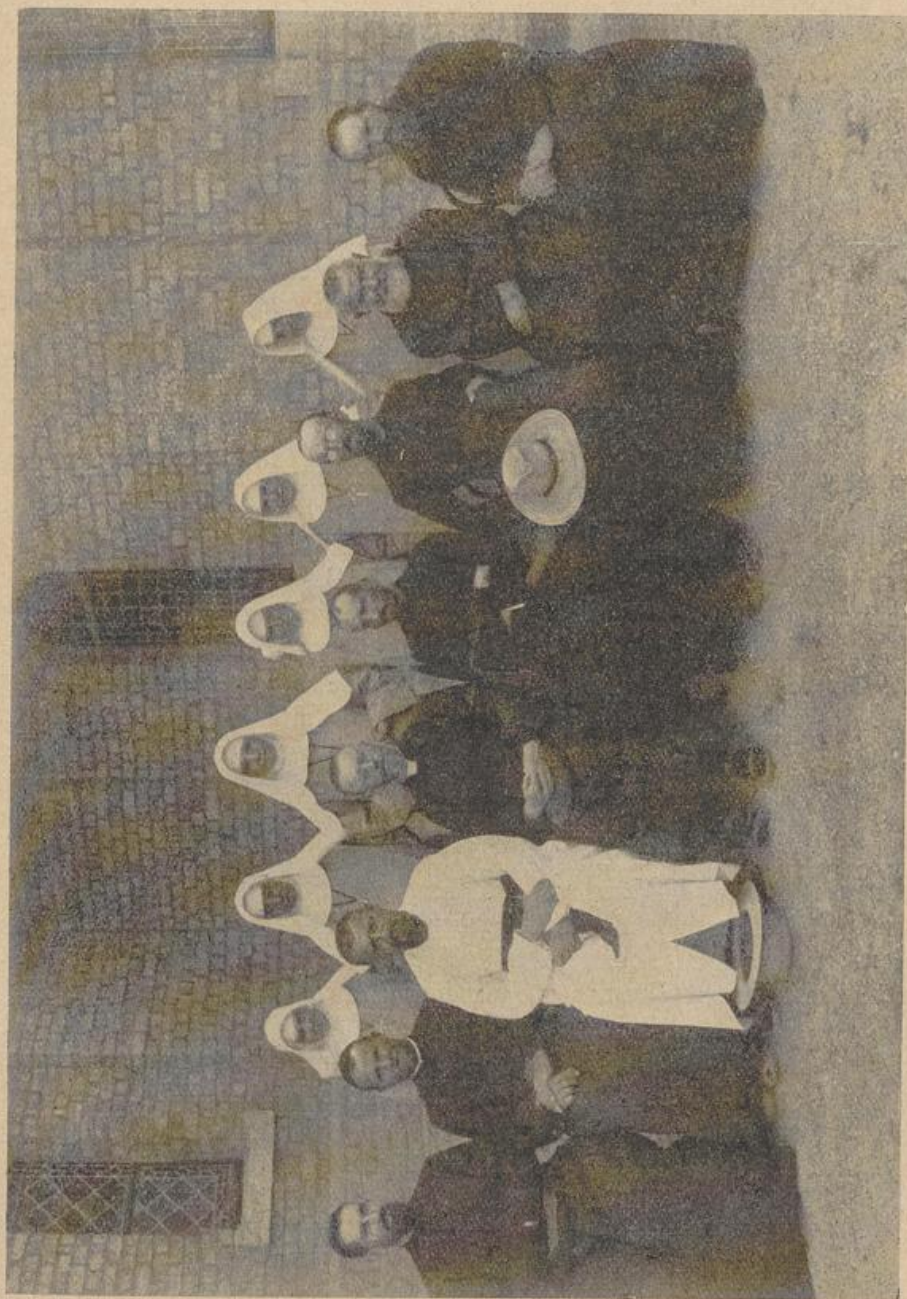
scheint mir, daß während die Basuto mehr Mannesstolz haben als die Zulufaffern, bei diesen letzteren mehr Freundschaft und Liebe herrscht. Welche sind nun an sich mehr wert? Darüber kann ich nicht entscheiden. Ein besonders mit Bezug auf die Mission ins Auge fallender Unterschied zwischen diesen beiden Völkern ist folgender: Die heidnischen Zulus lassen ihre Kinder in Todesgefahr taufen; und ebenso verlangen die erwachsenen Heiden wenn es ans Sterben geht, die Taufe. Die heidnischen Basutos tun für gewöhnlich beides nicht. Ein Resultat davon ist, daß in der Zulumission die Zahl des Taufregisters schneller wächst als in der Basutomission. Aber was soll man sonst davon denken? Soll man die Zulu deshalb höher anschlagen als die Basutos? Es scheint so. Und doch möchte ich fast meinen, daß der Unterschied zwischen beiden, der auf diesen Umstand sich gründet, in Wirklichkeit gar nicht so groß ist so weit die Ehre und der Dienst Gottes in Frage kommt. Lebt das Kind, dann erzieht es der heidnische Zulu wie der heidnische Basuto für die Welt. Stirbt das Kind, dann hat der Erstere wenigstens nichts dagegen, daß Gott es doch in den Himmel aufnimmt. Bei den Erwachsenen hat die Sache einen noch bedenklicheren Anblick. Also das ganze Leben der Welt, dem Heidentum, der Sinnlichkeit gewidmet und dann zum Schluß in den Himmel hinein schlüpfen. Es erinnert an den witzigen Spruch: „Schlecht leben und gut sterben, heißt dem Teufel die Rechnung verderben.“ Aber, aber! —

In einem Punkte sind sich Zulus und Basutos gleich. Beide bedürfen der Zeitung, Führung, Erziehung. Und in diesem Punkte heißt es mit Bezug auf Beide fest sein. Der Schwarze wird die verschiedensten Wege einschlagen, um den Missionar mehr oder weniger hinter's Licht zu führen, eher ist er bereit, 100 mal um Verzeihung zu bitten, wo er nach seiner Behauptung eigentlich gar keinen Fehler begangen hat, als diesen Fehler, der doch nur zu offen daliegt, einzugestehen. Will man etwas erreichen, will man den Schwarzen in der Hand behalten oder ihn vielleicht erst in die Hand bekommen, dann muß man unentwegt an Wahrheit und Recht festhalten und sich durch keinerlei schöne Redensarten irreführen lassen. Ist der Schwarze einmal überzeugt, daß man das tut und daß man keine Parteilichkeit kennt und keine persönlichen Interessen verfolgt, dann läßt er sich auch leiten und der Missionar kann einen großen Einfluß auf ihn ausüben.

Ich habe diese Zeilen zusammengeschrieben weil ich denke, daß es für manche unserer Leser, besonders auch für unsere näheren Freunde und Anverwandten eine Freude sein wird, etwas aus diesem interessanten Fleck des dunklen Weltteils zu hören. Es handelt sich aber dabei auch noch besonders um das Interesse für die betreffenden Völker, es handelt sich um die unsterblichen Seelen dieser Völker, für die wir gemeinsam arbeiten und Opfer bringen, für die besonders unser aller Erlöser sein kostbares Blut vergossen hat.



Missionärspersonal  
in Rhodesia





## Hochzeitsgebräuche der Schwarzen

Eines unserer ehemaligen Schulfrauen hatte zur Hochzeitsfeier die Schwestern und ihre Schulfreundinnen, Mädchen im Alter von 18—19 Jahren, eingeladen. Wir gingen hin, einestheils schon, um das Mädchen durch unsere Gegenwart zu erfreuen; denn die Braut ist ihr ganzes Leben stolz darauf, wenn bei der Hochzeit auch die Schwestern zugegen gewesen sind. Es trieb uns aber auch noch ein anderer Grund zur Hochzeitsfeier. Weil bei solchen Hochzeiten auch immer viel Heiden anwesend sind, Verwandte, Bekannte oder sonst Geladene, ist es leicht möglich, daß diese Heiden anfangen, heidnischen Unfug zu treiben; auf diese Weise würde dann bedauerlicherweise das Hochzeitsfest seinen schönen Charakter verlieren. Wenn nun Schwestern anwesend sind, wagen sich die anwesenden Heiden mit ihren Gebräuchen nicht heraus. Die christlichen Mädchen singen bei solcher Feierlichkeit verschiedene Lieder und führen marschartige Tänze auf. Sie werden dafür auch vom Brautpaar bewirtet mit Bohnengemüse, Mais- und Kürbissbrot, Fleisch und Bier.

Bei der besagten Hochzeit nun fühlte sich der Brautvater, ein ganz alter Heide, überaus geehrt über den Besuch von uns drei Schwestern und er bot alles auf, um uns den Aufenthalt bei der Hochzeit möglichst angenehm zu machen, und uns vor allem zu ehren. Als die Festlichkeit im Gange war, kam, von eben diesem Brautvater gesandt, eine Frau zu uns, in der einen Hand hielt sie an einem hinteren Fuß eine ganz gebratene Ziegenhälfte hoch. Mit vielen Bücklingen reichte sie uns dieselbe dar und sagte, das sollen die drei Schwestern allein verspeisen. Wir lehnten es lächelnd ab, aber das war eine Beleidigung. Nach der Sitte der Heiden hätten wir die Gabe dankend annehmen müssen mit einem Hochruf auf den Brautvater und ich hätte dann die gebratene Ziege auf einer Strohmatte in lauter kleine Stücke zerschneiden müssen, sodaß jedes Stückchen gerade einen Bissen gegeben hätte, und dann hätte ich alle meine Freunde einladen müssen, sich zum Mahle um diese Matte niederzulassen.

Ich merkte gleich, daß unsere Ablehnung recht übel aufgefaßt werden könnte. Die Überreichung einer gebratenen Ziege sollte ja eine große Ehrenbezeugung sein; denn so unzerlegt geben die Schwarzen das Fleisch nur den allerbesten Freunden. Für gewöhnlich laden sie nur zum Essen ein oder teilen nur Stücke Fleische aus. Wie sollte ich mich nun aus der Verlegenheit ziehen? Ich hatte schnell einen Ausweg. Ich ging mit den Schwestern in Begleitung des Weibes, das noch immer in würdevoller Haltung die dargebotene Ziege hoch hielt, durch die gaffende Volksmenge hindurch zum Kraal des Brautvaters. Laut verkündete ich nun das Lob dieses Mannes, pries seine Gefälligkeit und seinen Verstand und rühmte vor allem, daß er ein Mann sei, der die Gesetze treu



beobachtet. Herzlich dankte ich ihm für seine Gabe. Dann ließ ich die angesehensten Männer herbeirufen. Ich erzählte ihnen, was der gute Alte für uns getan und forderte sie auf, in unserem Namen ihm die Anerkennung zu zollen. Der alte Mann fühlte sich durch meine Worte außerordentlich geschmeichelt. Die versammelten Männer dankten ihm nun im Namen seines Vaters und Großvaters und Urgroßvaters und aller früheren berühmten Häuptlinge. Dann sagte ich: „Nach dem Gesetz der Weißen können wir die gebotene Ziege hier nicht essen, ich möchte sie aber gern unseren Mädchen austheilen. Der Mann war hocheifrig darüber und lachte mit dem ganzen Gesicht. — Wenn man bei diesen Schwarzen eine Gabe nur dankend annimmt und sich erkenntlich zeigt, dann sind sie schon zufrieden, auch wenn man sie nicht selbst ißt.

---

Von Pater Joseph Reiner, R. M. M.

## Ein unverständlicher Krankenruf

Als ich eines Tages in meiner Studierstube saß, erhielt ich ein Telegramm folgenden Inhaltes: come advance for woman sick; komme sofort, 6 Frauen krank. Als Unterschrift trug das Telegramm den Namen Bernhard. Ich wußte nun wohl den Ort, wo das Telegramm abgegeben war, aber dort war keine Station von uns. Jetzt war guter Rat teuer. Wo sind die Kranken und wer sind die Kranken? Am ersten Tag ging ich nicht; denn planlos in die Welt hineinreiten um die 6 kranken Frauen zu suchen, ging doch nicht. Am Tag darauf, Christi Himmelfahrt, war feierliche Firmung. Nach der Firmung sagte mir der Pfarrer von Mariannhill, Pater Cyprian: „Gehen Sie einmal nach Inkanyeni. Dort haben wir einen Katechisten, der Bernhard heißt.“ Sofort machte ich mich auf den Weg. Am ersten Tag kam ich nach Madundube. Am nächsten Tag ritt ich weiter nach Inkanyeni. Als ich in die Nähe kam, sah ich einige Frauen auf dem Feld. Ich fragte sie, ob sie wüßten, ob hier schwerkranke Frauen seien. Sie verneinten es. Ich erklärte ihnen nun genau die ganze Sache mit dem Telegramm, allein sie wußten nichts. Ich wollte nun auf das andere Ufer des Flusses hinüber um den Katechisten Bernhard zu fragen. Meinen Grauen brachte ich zwar ins Wasser, allein nicht vorwärts, da er absolut rechts wollte. Da auf einmal kam ein tiefes Loch und ich lag unten im Wasser. Schnell krabbelte ich aber wieder hoch und saß auch bald wieder fest im Sattel. Mein Grauer stand noch regungslos im Wasser ganz nahe am Ufer. Er wollte nicht mehr voran. Ich sprang daher vom Sattel und ans Ufer hinaus, mein Grauer aber ging schwimmend flussabwärts. Ich war mit meinen Füßen geradewegs in einen Sumpf hineingesprungen, sodaß ich von oben bis unten ganz dekoriert aussah. Nachdem ich mir die Augen vom



Schmutz gereinigt, sah ich zunächst nach meinem Grauen. Der schwimmt immer noch flussabwärts. Ich schrie was ich konnte und rief ihn beim Namen. Endlich drehte er seinen Kopf zu mir und kroch ans Land. Zitternd vor Erregung blieb er bei mir stehen. Ich setzte mich wieder in den Sattel und suchte eine andere Furt auf, wo das Vieh gewöhnlich durchging. Allein mein Charly war um keinen Preis zu bewegen, nochmals ins Wasser hineinzugehen. Ich rief nun laut meinen Katechisten Bernhard, der in der Nähe auf dem anderen Ufer wohnte. Nach einiger Zeit kam dessen Frau gelaufen und fragte mich nach meinem Begehr. Ich fragte: „Wo ist Bernhard?“ Sie schrie herüber: „Er ist in Durban in der Arbeit.“ Ich rief wieder hinüber: „Ich habe doch ein Telegramm bekommen, das mich zu 6 kranken Frauen rief.“ Antwort ist niederschmetternd: „Ich weiß von keinem Telegramm, mein Mann hat es nicht geschickt, er ist doch nicht da gewesen.“ Ich sagte ihr nun, daß ich den Gottesdienst halten wolle. Das Kirchlein war nicht weit entfernt. Während die Leute zusammengerufen wurden setzte ich mich auf den Boden und leerte meine Satteltaschen aus, um meine Meßutensilien in der warmen Sonne zu trocknen. Auch ließ ich mich von allen Seiten von der Sonne bescheinen, die mich auch bald vollständig trocknete. Dann hielt ich Gottesdienst. Am Schluß desselben frug ich alle Versammelten ob sie etwas von 6 kranken Frauen wüßten. Niemand wußte Bescheid. Etwas ärgerlich ritt ich nach Hause und meldete, daß ich die kranken Frauen nicht gefunden habe.

Nach 14 Tagen kam endlich die Aufklärung der ganz leidigen Telegrammgeschichte. Beim Empfang des Telegramms war ein Fehler vorgekommen. Statt six woman = 6 Weiber hätte es heißen sollen six woman = eine kranke Frau. Diese fand Vater Cyprian nach 14 Tagen auf einer andern Station. Sie war glücklicherweise noch am Leben, sodaß er sie noch versehen konnte.

---

### Liebeswerk des heiligen Paulus

Steuere bei zu dem Fond zur Unterstützung bedürftiger Missionsstudenten. Gott einen Missionar geschenkt zu haben, ist das größte Liebeswerk!

---





Gruppe einheimischer Lehrer und Lehrerinnen auf dem Sommerkurs 1926 in Lourdes-Südafrika



# Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Fortsetzung

„Vortrefflich!“ rief Herr Meunier. „Ich werde sofort im Univers, der gewiß einen ausführlichen Bericht über dieses polnische Opfer des Beichtgeheimnisses brachte, nachsuchen lassen und wo möglich einen Bericht des betreffenden russischen Gerichtes zu erlangen suchen. Ich verspreche mir die beste Wirkung davon. Sie nicht, Herr Regens? Sie schütteln ja bedenklich den Kopf.“

„Offen gestanden, mir will diese Hereinziehung der Frage über das Beichtgeheimnis vor Gericht nicht recht behagen. Sie kennen den Unglauben, der leider unter den sog. gebildeten Ständen in unserem lieben Frankreich so sehr an Boden gewonnen hat. Ich fürchte, man wird das Heilige einer frivolen Behandlung preisgeben. Ferner fürchte ich, wir werden unsern guten Abbe Montmoulin in große Verlegenheit bringen. Ist nicht zu erwarten, daß der Präsident oder der Staatsanwalt dem Angeklagten die Frage stellen wird, ob in seinem Falle wirklich das Beichtgeheimnis eine Rolle spiele? Und das müßte er dann vielleicht verneinen, wenn nämlich die Bejahung der Frage das Beichtsigill irgendwie in Gefahr brächte.“

„Man könnte diese Frage gerade dadurch von vornherein ablehnen, daß man hervorhebt, ihre Beantwortung sei dem Angeklagten unmöglich, eben weil sie im angenommenen Falle eine Verletzung seiner heiligen Pflicht wäre. Man müßte dabei recht eindringlich schildern, in welcher Lage die Pflicht des Beichtgeheimnisses den Priester bringen kann, welches heroische Opfer dasselbe ihm unter Umständen auferlegt. Ich glaube, das würde eines guten Eindruckes auf die Geschworenen nicht ermangeln, und mit diesen haben wir es allein zu tun. Die Furcht, das Heilige möchte bei dieser Gelegenheit einer frivolen Behandlung preisgegeben werden, teile ich nicht. Der Herr Präsident wird das nicht dulden; unser Richterstand hat dafür überhaupt sich zu viel Anstandsgefühl bewahrt, als daß eine Verhöhnung der Religion vor Gericht geduldet würde.“

„Ich stimme mit unserem gelehrten Freunde überein“, sagte der Offizial. „Ich glaube, der Gedanke, daß vielleicht das Beichtgeheimnis dem Angeklagten

den Mund schließt, wird die Geschworenen und die öffentliche Meinung günstig beeinflussen, obschon auch bei dieser Annahme mir in unserem Falle manches dunkel bleibt. Aber es ist immerhin gut, daß man wieder einmal öffentlich hervorhebt, welche schwere Pflicht die Beicht dem Priester auferlegt. Von der polnischen Geschichte verspreche ich mir eine gute Wirkung. Wenn es also möglich ist, einer direkten Frage an den Angeklagten zuzuvorkommen, so sehe ich keinen Grund, weshalb der Verteidiger sich dieses Mittels nicht bedienen sollte.“

„Sie haben recht“, bestätigte der Herr Regens. „Ich unterwerfe mich mit Freuden Ihrer besseren Einsicht. Und so scheiden wir mit der Hoffnung, daß es Ihrem Geschehe gelinge, die Unschuld zu retten und die Ehre unseres Klerus wiederherzustellen. Unsere Gebete und heiligen Opfer werden Ihre Arbeit unterstützen.“

„Ich danke Ihnen; ich habe derselben bei keinem meiner vielen Prozesse mehr bedurft. Wenn ich bedenke, was auf dem Spiele steht und wie schwach unsere Mittel sind, möchte ich manchmal fast verzagen. Aber wie zu dem Angeklagten, so sage ich auch mir selbst: Mut und Vertrauen!“

Mit freundlichem Händedruck schieden die geistlichen Herren. Auf der Treppe sagte der Offizial: „Ich fürchte, es wird schlimm gehen; der Rechtsanwalt muß sich zum Vertrauen förmlich zwingen.“

„Und ich hoffe, es wird gut gehen. Gott, um dessen Sache es sich handelt, wird in irgend einer Weise alles zum Besten lenken“, antwortete der Regens.

## Sechzehntes Kapitel

### Eine Wallfahrt nach der Sainte-Baume

Die Passionswoche ging zu Ende, und der entscheidende Tag der großen Gerichtsverhandlung nahte heran. Ganz Alz redete fast nur von dem Prozesse Montmoulin und hatte sich in zwei Lager gespalten: eines, das mit lautem Geschrei die Mordschuld des Priesters verkündete und das zahlreiche Anhänger in den Gesellschaften, in den Kaffeehäusern und in der Presse fand, und eines, das an die Unschuld des Priesters glaubte, für deren Sieg betete und das



auch für dieselbe mit mehr oder weniger Mut wohl einzustehen wagte.

Im Hause des Bäckermeisters Le Noir vertrat die Frau die Sache des Abbe Montmoulin mit der ganzen Geläufigkeit ihrer Zunge und der ganzen Überzeugung ihres Herzens. Wehe dem Nachbarn, der über die Straße, und selbst dem Kunden, der im Brotladen an der Unschuld des Priesters zu zweifeln wagte! Er mußte gepfeffelter Widerrede gewärtig sein. Lange nicht so entschieden war Herr Le Noir. Natürlich in Gegenwart seiner Ehehälfte hütete er sich wohl, auch nur einen leisen Zweifel zu äußern; dafür war ihm der liebe Hausfriede und seine behäbige Ruhe im Lehnstuhl nach den Mühen der Backstube viel zu teuer. Auch vor den Kindern, die er aus christlicher Barmherzigkeit in sein Haus aufgenommen hatte, äußerte er mit keiner Silbe die Möglichkeit, der Prozeß könne am Ende dennoch einen schlimmen Ausgang haben; dafür hatte er den kleinen Charles viel zu gern. Aber in seinem Herzen sagte er sich: „Ich kann es zwar nicht begreifen, daß der Priester die Tat getan hat; allein der Tatbefund zeugt doch, nach allem was man darüber liest und hört, schier unwiderleglich gegen ihn.“ Namentlich seitdem Herr Le Noir über seine Fahrt mit dem Küster, welcher ihn damals mit der Erzählung seiner Heldentaten so begeistert hatte, zu Protokoll vernommen worden war und seine Vorladung als Zeuge erhalten hatte, betrachtete er sich schier als zur Partei des öffentlichen Anklägers gehörig und trat scharf für seinen „Freund“ Loser ein, den die Anhänger Abbe Montmoulins mitunter zu verdächtigen wagten.

Eben hatte er einen kleinen Disput mit seiner Frau über dieses Thema gehabt und dieselbe nicht wenig dadurch gereizt, daß er für „diesen schlechten Kerl, der seit Jahren seine Ostern nicht gehalten habe“, wie Madame Le Noir mit großer Entrüstung hervorhob, auch nur ein Wort vorzubringen wagte. „Kurz und gut“, hatte sie geschlossen, „du wirst vor Gericht keine Silbe für diesen Menschen sagen, der am Ende doch die gute Madame Blanchard erstochen hat.“

„Ich werde vor Gericht die Wahrheit sagen“, antwortete der Bäckermeister. „Wenn man mich auf meinen Eid fragt, ob ich wirklich an jenem Sonntagabend den Herrn Loser nach der Bahn gefahren und gehört habe, daß er eine Fahrkarte nach Marseille verlangte, so muß

ich „Ja“ sagen. Ich darf doch keinen Meineid schwören!“

„Wenn du aber durch dieses „Ja“ den guten Pfarrer, der ganz gewiß unschuldig ist, ins Unglück bringst? Wäre es da nicht viel besser, du würdest gar nicht vor Gericht erscheinen?“

„Und wegen Zeugnisverweigerung den schwersten Strafen verfallen? Am Ende gar Gefängnis bis zu so und so viel Jahren? Nein, Frau, das verstehst du nicht. Es ist meine Pflicht, vor Gericht zu erscheinen und daselbst nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit zu sagen.“

„Mein Gott, welch ein Unglück! Mußt du also wirklich zu Ungunsten des guten Pfarrers aussagen? Ich könnte mich meiner Lebtag nicht mehr ruhig zu Bette legen, wenn ich mir sagen müßte, mein Zeugnis habe dazu beigetragen, daß ein Unschuldiger verurteilt wurde. Aber das kommt von deinem Renommieren und Prahlen her! Überall mußt du erzählen, du seiest mit diesem unseligen Küster zur Bahn gefahren, und er habe dir diese und jene Heldentaten erzählt, die er so gewiß erlogen hat, als ich hier vor dir stehe. Und dann sagen die Männer noch immer, wir Weiber seien Schwachbasen und könnten den Mund nicht halten!“

Glücklicherweise trat in diesem kritischen Augenblicke, da Herr Le Noir nicht mehr recht wußte, was er seiner Frau antworten solle, und somit in Gefahr stand, seinen Gleichmut zu verlieren — er konnte nämlich böse werden, wenn ihm die Gründe ausgingen — unser kleiner Freund Charles ins Zimmer. Der Knabe war sehr traurig; denn man hatte ihm eben wieder auf dem Rückwege von der Schule nachgerufen, sein Onkel werde am nächsten Montag ganz bestimmt zum Tode verurteilt, und Mutter und Großmutter würden mindestens ins Zuchthaus kommen. Beide Eheleute hatten alle Mühe, gemeinsam den weinenden Charles zu trösten, und indessen sie dieses taten, wurde stillschweigend der etwas getrübbte Ehefriede wieder geschlossen.

„Wie kann man auch nur eine solche Roheit haben!“ rief entsetzt Frau Le Noir. „Sei nur still, Charles, du wirst sehen, daß alles gut geht. Wir wollen morgen unsere schon lange geplante Wallfahrt nach der St. Baume machen und dort recht tüchtig zur lieben heiligen Magdalena beten und zur schmerzhaften Mutter Gottes, deren Fest auf morgen



fällt. Nicht wahr, Andre, du fährst uns doch bis Croy Rouge am Fuße des Berges?“

„Du sollst den Pony und das Wägelchen haben, liebe Frau, und Pierre soll euch fahren“, entgegnete der Bäckermeister, froh des wiedergeschlossenen Friedens. „Ich selbst aber kann morgen unmöglich abkommen, wie du weißt.“

„Und Julie darf auch mitfahren?“ fragte Charles, welchen die Aussicht auf die Wallfahrt, von der er sich den besten Erfolg für seinen Oheim versprach, ganz getröstet hatte.

„Gewiß. Julie, du und ich. Und wir wollen der lieben Schutzheiligen unserer Provence deine guten Verwandten recht ans Herz legen.“

Wirklich fuhr am nächsten Morgen Frau Le Noir mit den beiden Kindern beim ersten Tagesgrauen zum Tore hinaus. Es war ein herrlicher Tag, fast ein Sommertag, wie wir ihn bei uns schöner kaum Ende Mai haben, obgleich man erst Ende März hatte, einer der letzten schönen Tage des Frühjahrs; denn wenig später versenkt die südliche Sonne das frische Grün der Landschaft. Jetzt aber freute sich das Auge des taufrischen Grases, der grünen Baumgruppen, des wohlbestellten Gartenlandes, der freundlichen Höfe und Weiler an den Bergabhängen und des tiefblauen Himmels, der sich mit seiner blühenden Sonne über das weite Rundbild wölbte. Die Vögel sangen ihre Frühlingsweisen noch ebenso frisch wie vor Hunderten von Jahren, da der Troubadour, ihren munteren Melodien lauschend, auf diesen Wegen nach dem stolzen Schlosse von Aix zog, wo die Grafen der Provence Hof hielten und Lied und Saitenspiel mit Gold und Huld belohnten.

Daran dachten freilich unsere Wallfahrer nicht; aber der schöne Morgen und der fröhliche Vogelgesang übten doch ihre Wirkung auf das Gemüt der Kinder und der guten Frau Le Noir. Nur als sie die Kirche und das Kloster von St. Victoire bei einer Biegung des Weges erblickten, wären beinahe wieder Tränen geflossen; aber Frau Le Noir wußte durch ihre freundlichen Worte und durch den ersten Rosenkranz, den sie nun vorbetete, das traurige Gewölk wieder verteilen, und man erreichte wohlgemut den Weiler Croy Rouge am Fuße des Berges von der St. Baume. Da ließ man in der Herberge zur „Goldenen Lilie“, deren Schild an die alten Königszeiten er-

innert, Kutscher und Gefährt zurück und begann nach einer kurzen Stärkung den Berg zu besteigen.

Erst ging es durch den alten Wald an seinem Fuße, einen der wenigen, welche Art und Feuer in der Provence verschont haben. Dann erreichte man den Berg selbst, dessen Felswand, grauem Granit ähnlich, sich kühl und steil aus der Küstenebene himmelan reckt. Auf der Nordseite, Aix und den Höhen von St. Victoire zugekehrt, öffnet sich in schwindelnder Höhe weithin sichtbar in der Granitmauer die St. Baume, die heilige Höhle, in welcher der frommen Aberlieferung zufolge die heilige Maria Magdalena die letzten Jahre ihres Erdenlebens in wunderbarer Buße und Beschauung zubrachte. Tausende und aber Tausende frommer Pilger sind im Laufe der Jahrhunderte zu diesem Heiligtum emporgestiegen und haben daselbst Trost und Hilfe im Kummer und Not gefunden. Zu ihm hinauf stieg nun auch, den schmalen Felspfad verfolgend, der die Granitwand im Zickzack hinaufklimmt, Frau Le Noir mit den beiden Kindern, und hart wurde ihr der mühsame Weg. Oftmals stand sie atemholend still, während Charles und Julie leicht wie Gensfen vor ihr her liefen. Herzlich froh war die gute Frau, als sie endlich die enge Plattform vor der Höhle erreichten, neben deren Eingang kaum das winzige, an die Felswand angeklebte Häuschen Platz findet, in dem die beiden Dominikaner wohnen, welche das Heiligtum bewachen.

Bevor Frau Le Noir mit den Kindern die Höhle betrat, rastete sie eine Weile vor derselben und erfreute sich an dem Blicke über die weite Ebene und in das im Nordosten emporsteigende Bergpanorama der Alpen. In der Tiefe, Hunderte von Klöstern unter ihnen, standen die Wipfel des Waldes wie winziges Gesträuch. Dann dehnte sich weit nach Westen Ebene und Hügelland, vom Arc und seinen Zuflüssen durchzogen, und mehr nach rechts stiegen die Felskuppen des St. Victoire über niedrigeren Höhen empor. Nach dieser Seite namentlich blickten unsere Pilger.

„Ich kann die Spitze sehen, auf welcher „das Kreuz der Provence“ stehen muß“, sagte Charles, „aber das Kreuz selbst sehe ich nicht, und auch das Kloster und den Kirchturm von St. Victoire kann ich nicht finden.“

„Der Camp de Marius verdeckt das Dorf



und die Kirche“, sagte Frau Le Noir, „und für das Kreuz ist die Entfernung viel zu weit. — Gehet mir doch nicht so nahe an das Geländer! Ihr könntet in die schwindelnde Tiefe stürzen. Kommt lieber mit in die Grotte und betet nun von Herzensgrund für euern Oheim und für Mutter und Großmutter!“

So traten sie in das Heiligtum und knieten zusammen vor dem Bilde nieder, das die heilige Büßerin darstellt, wie sie, von Engelhänden getragen, in Verzückung hoch über dem Berge in den Lüften schwebt.

„Seht, Kinder, so haben die Engel die heilige Maria Magdalena, die mächtige Patronin unserer Provence, täglich aus der Höhle auf die Höhe des Berges getragen, wo sie dann mit ihnen betete“, sagte Frau Le Noir. „Nun legt ihr euer Anliegen recht vertrauensvoll ans Herz. Denn groß ist ihre Macht bei Christus, unter dessen Kreuz sie ausharrte, und der sie nach seiner Auferstehung so reich begrüßte.“

Charles und Julie schauten mit großen Augen nach dem alten Bilde, das, vom flimmernden Lichte der silbernen Ampeln nur spärlich erhellt, aus geheimnisvollem Halbdunkel auf sie hernieder schaute, und sie knieten nieder und verrichteten ihr kindliches Gebet für Mutter und Großmutter und Oheim.

„O du Heilige, bitte für uns! O flehe mit der lieben Mutter Gottes für die Mutter und Großmutter, daß man sie aus dem Gefängnisse entlasse, und für den guten Onkel, daß seine Unschuld offenbar werde!“ So beteten sie und sagten Ave auf Ave, bis sie müde wurden und mit dem Schlafe kämpften. Die Opferkerzen, welche Frau Le Noir auf dem Lichterstock vor dem Gnadenbild angezündet hatte, waren noch lange nicht herabgebrannt, als sie sah, wie der Lockenkopf des Knaben sich auf seine gefalteten Hände legte und er mitten in einem halblaut gebeteten Vaterunser einschlief. Julie, die es auch bemerkte, zupfte den Bruder am Ärmel und flüsterte: „Schäme dich“; aber bald lehnte auch sie sich in eine Ecke des Kirchenstuhles und war eingeschlafen. Frau Le Noir ließ sie ruhig schlummern und betete ihren Rosenkranz fertig, bevor sie die Schläfer weckte und dann mit ihnen das Heiligtum verließ.

„Ihr habt ja geschlafen, anstatt zu beten“, sagte sie freundlich lächelnd.

„O, ich habe erst so viel und so kräftig

gebetet, daß ich meinte, ich hätte gesehen, wie die Heilige mir zugenickt habe“, sagte Charles und fügte etwas kleinlaut bei: „Jetzt aber meine ich, ich hätte selber etwas genickt, und darüber bin ich ein ganz klein wenig eingeschlafen. Es war aber auch so dämmerig in der Höhle, und die Mücken haben so laut gesummt.“

„Ein ganz klein wenig!“ lachte Julie. „Wie ein Marmeltier hast du geschlafen. Ich habe dich am Ärmel gezupft, und du hast es nicht einmal gemerkt.“

„Nun, du brauchst den Bruder nicht zu schelten“, sagte Frau Le Noir. „Du hast ja selber in der Ecke des Stuhles fast laut geschnarcht. Nun ja, es war keine Sünde, Kinder, und ich denke, euer Gebet wird darum doch in Gnaden angenommen sein. Jetzt wollen wir noch aus der Quelle trinken, welche Gott für die Heilige aus dem harten Felsstein sprudeln ließ, und dann zusammen den Gipfel des Berges erklimmen, wo sie mit den Engeln Gott lobte.“

Sie labten sich an dem kühlen Brunnen und wuschen alle Müdigkeit aus den schläfrigen Augen. Dann ging es vielfach im Zickzack durch den Bergwald den steilen Pfad hinan, bis sie, von der Nordseite auf die Ostseite umbiegend, endlich die flache Kuppe erreichten. Da steht ein schmuckloses, viereckiges Kapellchen zur Erinnerung an das wunderbare Gebet, welches der uralten Legende gemäß die heilige Büßerin an dieser Stätte gemeinsam mit den Engeln verrichtete. Auch hier hielt Frau Le Noir mit den Kindern eine kurze Andacht. Dann trat sie mit ihnen an den südlichen Rand des Berges und zeigte denselben den herrlichen Ausblick, welcher sich von der über 1000 Meter hohen Felskuppe der St. Baume aus dem entzückten Auge bietet. „Seht, dort rechts, wo die Dunstschicht lagert, liegt Marseille, links Toulon, und darüber hinaus ganz am äußersten Gesichtskreis erblickt ihr die schönen Eilande von Hyères.“

„Und dazwischen das Meer, so groß, so tiefblau! und die vielen Schiffe mit den weißen Segeln! Julie, siehst du dort draußen den großen Dampfer, der eine lange, lange, Rauchsäule nach sich zieht? Auf solch einem Dampfer möchte ich einmal zu den Wilden fahren, um sie zu befehren“, sagte Charles.

Als die Kinder den wundervollen Blick auf die grüne Küste und das herrliche Mittelmeer sattjam genossen, stiegen sie zusammen den Berg hinab und nahmen



in der „Goldenen Lilie“ das zum voraus bestellte Mittagsmahl ein.

Pierre, der Kutscher, hatte indessen dem Wirte und der Kellnerin erzählt, wer die Kinder seien und weshalb sie die Wallfahrt zur St. Baume machten. Die Verhaftung des Pfarrers von St. Victoire war natürlich auch in Croy Rouge bekannt, und die Leute sahen mit Spannung der nahen Gerichtsverhandlung entgegen. Die Kellnerin, welche die beiden Kinder bei ihrer Ankunft vom Wagen gehoben hatte und von dem hübschen, freundlichen Knaben ganz eingenommen war, sagte zu Pierre: „Und das sind also der kleine Nefse und die Nichte dieses Abbe Montmoulin, von dem man Tag und Nacht in der Schenkstube die schrecklichsten Dinge hören muß! — Nun, ich könnte eigentlich zu der Sache auch noch ein Wörtchen reden, wenn mich der Wirt ließe. Aber der meint: „Ach was! Dann laden sie dich vor Gericht, und du mußt nach Aix, Zeugnis ablegen. Was das für Scherereien sind, ist nicht mit Worten zu sagen. Und nützen wird dein Zeugnis dem Pfarrer doch nicht.“ So sagt der Wirt, und ich habe bis jetzt geschwiegen; es ist mir aber doch immer, als ob ich reden müßte.“

Pierre hatte darauf die Kellnerin etwas ausgefragt und von ihr erfahren, sie habe an einem Tage in der ersten Fastenwoche, sie meine, es sei der Dienstag gewesen, den Küster von St. Victoire früh am Morgen, als sie eben die Haustüre öffnete, rasch des Weges kommen sehen. Derselbe habe auffallend verstört ausgesehen, so daß sie ihn zuerst nicht recht erkannt habe, und erst, als der Mann rasch vorübergegangen war, habe sie sich gesagt: „Es war doch der Küster von St. Victoire!“ Denn sie habe seine Narbe gesehen, obschon derselbe den Hut tief in die Stirne gedrückt hatte und beim Vorübergehen nach der andern Seite des Weges blickte. Als bald nachher die Kunde von dem Morde von St. Victoire gekommen sei, habe sie die Sache dem Wirte erzählt; denn der Mann sei ihr verdächtig vorgekommen. Der Wirt habe ihr aber die Sache ausgerebet, da es ganz sicher sei, daß der Pfarrer den Mord begangen habe, und so habe sie geschwiegen, weil sie mit den Gerichten nichts zu schaffen haben wollte. Jetzt aber, da sie die beiden armen Kinder gesehen habe, sei es ihr doch wieder auf das Gewissen gefallen, ob sie nicht dennoch zum Reden verpflichtet sei. Was

er — der Kutscher — davon denke?

Der Kutscher war nun freilich nicht einer von den Klügsten. Doch leuchtete ihm ein, daß die Angabe von Wichtigkeit sein könne, und nachdem er sich unterschiedliche Male bedenklich hinter den Ohren gekraut, sagte er, er wolle darüber seine Herrin fragen, sobald sie vom Berge herabkomme. „Denn“, sagte er, „Madame Le Noir hat es hinter den Ohren und ist Monsieur Le Noir über, obschon sie nur ein kleines Frauchen ist.“

Damit war die Kellnerin zufrieden, und Pierre erzählte Frau Le Noir, sobald dieselbe im Gasthaus ankam, was er soeben erfahren hatte. Madame Le Noir machte große Augen und sagte mit einem dankbaren Blick zum Himmel: „Jetzt glaube ich, daß die Kinder gut gebetet haben! Pierre, laß gleich einspannen. Sobald wir in aller Eile etwas gegessen haben, fahren wir nach Hause. Was diese Magd gesehen hat, scheint mir von der größten Bedeutung. Ich habe immer dafür gehalten, dieser Taugenichts von Küster, für den mein guter Andre so schwärmt, sei der Täter. Natürlich muß sie vor Gericht erscheinen. Wie heißt sie?“ „Ich hörte sie „Mannette“ rufen“, sagte Pierre.

„Ich werde ihr ein gutes Trinkgeld geben und sie nach ihrem Familiennamen fragen. Ich werde sie einladen, bei uns in Aix abzustiegen, und ihr ans Herz legen, wie wichtig es für den guten Pfarrer ist, daß sie ihre Aussage vor Gericht mache.“ So geschah es. In wenigen Minuten wußte Frau Le Noir den vollen Namen der Kellnerin und schrieb in ihr Notizbüchlein: „Mannette Joly.“ Sie fand dieselbe auch ganz bereit, vor Gericht zu zeugen und bei dieser Gelegenheit nach der Stadt zu kommen, namentlich nachdem ihre einzige Schwierigkeit glücklich gehoben war. Das etwas eitle Mädchen klagte nämlich, es habe kein passendes Kleid; Frau Le Noir aber versprach ihr einen hübschen bunten Shawl, welcher diesen Abelsstand den Augen der Welt verbergen sollte.

Frohen Herzens trat man die Rückfahrt an und erreichte die Stadt vor Sonnenuntergang. „Zuerst zum Rechtsanwalt Rechtsanwalt Meunier in der Rue de Chateau“, rief Frau Le Noir Pierre zu und fand glücklicherweise den fleißigen Mann noch in seiner Schreibstube. Auf die Meldung hin, sie habe eine wichtige Angabe in Sachen des Prozesses Montmoulin zu machen, wurde sie rasch vor-



gelassen und erzählte den Vorfall mit mehr Worten, als dem Anwalt lieb war. Schließlich aber schien Herr Meinnier denn doch ganz zufrieden zu sein und nahm vergnügt eine Prise. Dennoch äußerte er Frau Le Noir gegenüber keine zu rosige Hoffnung. „Die Mitteilung ist mir wirklich interessant“, sagte er. „Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet. Hoffentlich werden wir sie mit Nutzen verwerten können. Ich bitte aber, davon nicht zu viel Aufhebens zu machen, damit die Gegner —“

„O, ich verstehe! Ich bin übrigens keine von denen, die nicht schweigen können. Und Sie haben gute Hoffnung, die Unschuld des hochwürdigen Herrn glänzend nachzuweisen? O, wie würde ich das ihm und unsern Feinden gönnen!“

„Gewiß habe ich Hoffnung! Jetzt aber muß ich im Interesse unseres lieben Klienten mir die Freude einer längeren Unterhaltung mit Ihnen versagen. Nicht wahr, Sie entschuldigen mich? Nach Schluß des Prozesses werde ich ganz zu Ihren Diensten sein.“

Raum hatte Frau Le Noir das Zimmer verlassen, so klingelte der Anwalt und rief dem eintretenden Schreiber zu: „Geschwind auf die Gerichtskanzlei und lassen Sie auf die Liste unserer Schutzzeugen sofort die auf diesem Zettel bezeichnete Person setzen. Es ist die höchste Zeit; sonst kann uns der Staatsanwalt dieselbe zurückweisen. Und bestellen Sie mir ein Wägelchen für morgen früh um 6 Uhr nach Croix Rouge.“

„Wenn die Zeugin so ist, wie ich hoffe, verspreche ich mir viel von ihr. Endlich ein Lichtstrahl! — Ob er aber ausreicht, das Dunkel zu zerstreuen, wage ich noch nicht zu behaupten.“ —

Am Abende des folgenden Tages trafen wir unsern Freund Charles auf dem Platze dem Stadthause gegenüber. Mehrere Male ging er unentschlossen an der berühmten Tour de l'Horloge, dem Zeiturme, vorbei, dessen Unterbau von den alten Römern aufgeführt wurde, und der von allen Fremden bewundert wird. Schüchtern blickte er nach dem vornehmen Hause auf der andern Seite der Straße, in welchem der Präsident des Gerichtes wohnte, der, wie man dem Knaben gesagt hatte, das Urteil über seinen Onkel sprechen würde. Als endlich die Glocke vom Turme herab die sechste Stunde schlug, raffte er sich auf und sagte: „Ach, ich wage es!“ Und mit diesen Worten schritt er entschlossen quer

über die Straße dem stolzen Hause zu und zog schweren Herzens den glänzend polierten Knauf der Schelle.

Ein alter Diener in Livree öffnete und blickte verwundert auf den schönen Knaben, der, die Kappe von seinem Lockenkopfe ziehend, bescheiden fragte, ob er wohl den Herrn Präsidenten Peultier sprechen könne.

„Und was könntest denn du mit dem Herrn Präsidenten zu verhandeln haben, mein lieber kleiner Mann?“ fragte nicht unfreundlich der alte Diener.

„Ach, Herr, ich bin der Nefse des guten Priesters, den die bösen Leute falsch verklagt haben, und ich wollte das dem Herrn Präsidenten erklären. Auch wollte ich den Herrn Präsidenten bitten, daß er meine Mutter und Großmutter endlich aus dem Gefängnisse entlasse; denn sie haben ganz gewiß nichts Böses getan.“

„Armer Junge! Ich fürchte, deine Vorstellungen werden wenig helfen. Doch will ich sehen, ob der Herr Präsident, der heute ausnahmsweise gut gelaunt ist, dich anhören will.“

Wenige Augenblicke später befand sich Charles in einem reich möblierten Salon einem fein gekleideten älteren Herrn gegenüber; dieser musterte den Knaben, welcher anfangs stockend, bald aber mutiger sein Anliegen vortrug. Der offene Blick aber und das bescheidene Benehmen desselben wirkten einnehmend, und als nun Charles mit dem naiven Ansinnen herausrückte, er sei bereit, vor Gericht die Unschuld seines Oheims, des guten Abbe Montmoulin, zu beschwören, glitt ein Lächeln über das Antlitz des Präsidenten. Er fragte zunächst: „Sage mir, wer hat dir denn diese sonderbare Idee in den Kopf gebracht?“ Denn er glaubte, es handle sich um eine kleine Rührungskomödie, die etwa von Verwandtenersonnen worden sei.“

Charles erzählte nun die Geschichte von dem unschuldigen Müller Martin, der gerade wie sein Oheim fälschlich eines Mordes angeklagt und schuldlos zum Tode verurteilt worden sei, den aber der Richter losgesprochen, weil ein fremder Mann eidlich für denselben gezeugt habe. Der Knabe erzählte vortrefflich, so daß der Präsident mit großer Freude der einfachen Erzählung zuhörte. „Und diese schöne Geschichte, die ich einmal gedruckt in einem Buche gelesen habe, und die also gewiß wahr ist, hat mich auf den Gedanken gebracht, dasselbe für meinen lieben Onkel zu tun, der ein sehr from-





„Höre Kleiner, das hast du ganz schön erzählt.“

mer und heiliger Mann ist. Und weil ich hörte, daß Sie, Herr Präsident, ein sehr freundlicher und gerechter Herr seien, habe ich mir den Mut genommen, zu Ihnen zu kommen, und bitte Sie nun, mir zu sagen, wie ich es machen muß, daß ich den Eid richtig ablege, und Sie meinen Oheim freisprechen können.“

„Höre, Kleiner, das hast du recht schön erzählt und alles gut vorgebracht“, sagte der Präsident, dem Knaben über die Locken streichelnd. „In dir steckt ein Advokat. Es ist nur eine Schwierigkeit — Kinder dürfen nämlich vor Gericht keinen Eid ablegen.“

„O weh, — aber ich bin doch kein Kind mehr!“

„Du hast aber doch noch lange die Jahre nicht, welche das Gesetz vorschreibt.“

„Und auf mein bloßes Wort glaubt man mir nicht? O Herr, ich habe noch nie gelogen.“

„Ich glaube dir gerne, daß du von der Unschuld deines unglücklichen Oheims überzeugt bist. Leider ist das jedoch nicht genug. Du sollst aber doch nicht umsonst zu mir gekommen sein.“

Der Knabe dankte und ging, mit etwas Zuckerzeug beschenkt, frohen Herzens nach Hause; der Präsident aber kehrte zum Studium der Akten zurück und sagte:

„Der arme Knabe! Ich dürfte ihm gar nicht sagen, wie schlimm es um seinen Oheim steht.“

### Ziebzehntes Kapitel Vor Gericht

Der entscheidende Tag war angebrochen. — Lange bevor die Pforten des Gerichtsgebäudes sich öffneten, füllte eine neugierige Menge den Platz vor demselben und die angrenzenden Straßen. Ungeduldig schoben sich die Leute hin und her, und jeder wollte der erste sein, um einen guten Platz auf der Galerie zu erobern. „Es nützt euch nichts, Leute!“ sagte der Vorhüter. „Vor 8 Uhr wird nicht geöffnet, und dann darf ich nur Personen einlassen, welche Karten haben. 200 Karten sind ausgeteilt, und viel mehr faßt die Galerie nicht.“

„Karten!“ rief der Flickschuster aus der Rue de la Colombe. „Wozu haben wir denn die Republik? Mit diesen Worten schwenkte er um die Ecke und stellte sich vor dem Hauptportal auf, durch welches jetzt nach und nach einzeln und in Gruppen Zeugen, Geschworene, Personen des Gerichtshofes eintraten.

„Das ist der Maire von St. Victoire, der den Mord und den saubern Täter entdeckt hat. — Ehre dem wackern Mann!“ rief einer aus der Menge, und sofort schrien ein Duzend Stimmen: „Es lebe der Maire von St. Victoire!“

Jetzt nahte sich eine Gruppe Geistlicher: da war der ehrwürdige Herr Regens und der greise Pfarrer von La Grange mit seinem Silberhaar, umgeben von einer Anzahl Seminarprofessoren und Konfratres des Angeklagten. Sie wurden von dem Pöbel mit Pfeifen und Schreien empfangen: „Al bas la calotte!“ tönte es von allen Seiten. „Aha, ihr wollt eueren Mitmohren weiß waschen!“ — „Meint ihr, das gehe mit Weihwasser?“ — „Man sollte die ganze schwarze Bande an einen und denselben Galgen hängen!“

Entrüstet drehte sich der alte Pfarrer von La Grange auf der obersten Stufe der Freitreppe um und sagte: „Be-



schimpft man in Mir also die Geistlichen?"

Im gleichen Augenblicke fuhr der Wagen des Präsidenten vor. „Es lebe der Herr Präsident! Lassen Sie den Pfaffen nicht ungerupft entkommen“, rief man ihm zu. Herr Peultier blickte befremdet auf die Rote und sagte: „Ruhe! Es ziemt sich nicht für französische Bürger, dem Spruche der Gerechtigkeit vorzugreifen oder Zeugen und gar Richter zu beschimpfen. Ich werde durch Militär die Straße und das Gerichtsgebäude absperren lassen, wenn sich das wiederholt.“ Dann schritt er höflich grüßend an den Geistlichen vorüber die Treppe hinauf. Das Volk war für den Augenblick verblüfft. „Ist denn dieser Herr Peultier zu den Klerikalen übergelaufen?“ fragte der Glückshuster.

„Nein, nein; er muß nur so dergleichen tun, damit die Klerikalen ihn nicht als parteiisch beschreiben. — Seht, da kommt der Staatsanwalt; ich denke, der wird einen kräftigen Schuß geladen haben. Es lebe der Staatsanwalt!“

Nicht so gnädig wurde der alte Herr Meunier, der sich jetzt mit einer schweren Mappe unter dem Arme dem Portal nahte, von dem Pöbel empfangen. Man piff und rief ihm zu, ob er mit seinen Ränken und Knissen den Henker um seinen Lohn bringen wolle. Als aber der alte Herr ganz ruhig auf einen der Hauptschreier zugeing und sein Notizbuch in der Hand, denselben um den Namen bat, wichen alle zurück und sagten: „Der Tausend auch! Der könnte uns am Ende schon hereinlegen!“

„Ja“, sagte der Advokat, „wer nicht den Mut hat, die Folgen einer öffentlichen Beleidigung auf sich zu nehmen, wird besser daran tun, sich anständig zu benehmen.“

Das Austreten des Herrn Meuniers bewirkte, daß man die nächsten Gruppen von Zeugen und Geschworenen ziemlich unbehelligt passieren ließ. Als aber der geschlossene Gefängniswagen mit dem Angeklagten die Straße herabkam, erhob sich ein ohrenbetäubendes Geheul und Gepfeife, so daß trotz des Gerassels der Räder auf dem Pflaster Abbe Montmoulin in der eng verschlossenen Wagenszelle die Wutausbrüche des Pöbels hören mußte, welcher ihm den Tod durch Henkershand wünschte. Der Wagen fuhr durch ein Tor in den inneren Hof, und da das Tor sofort geschlossen wurde, konnte die Menge den Priester nicht

sehen, als derselbe ausstieg und von Gendarmen umringt in das Gerichtsgebäude geleitet wurde; es hätten vielleicht sonst doch manche Mitleid empfunden mit dem bleichen Manne, welcher leise betend der Entscheidung über sein Schicksal entgegenging.

Das Geheul auf der Straße dauerte noch an, als Herr Le Noir mit seiner Frau, den beiden Kindern und der Mennette Joly sich dem Gerichtsgebäude nahte. Der Bäckermeister begab sich mit Charles, Julie und der Kellnerin von der „Goldenen Lilie“ in den Saal der Zeugen, während Frau Le Noir, dank der Karte, welche ihr Herr Meunier verschafft hatte, Zutritt zu der Galerie erhielt. Die lebhafteste kleine Frau wußte sich geschickt durch die vielen Wartenden durchzudrängen und erkämpfte sich einen vorzüglichen Platz ganz vorn an der Brüstung der Empore, von wo man den Gerichtssaal vortrefflich überblicken konnte. „Entschuldigen Sie“, sagte sie lächelnd zu einem Herrn, „wenn Sie mich vor Sie treten lassen, so werde ich Ihnen kein Haarbreit von der Aussicht rauben; denn ich bin so klein und Sie so groß, während ich hinter Ihnen gar nichts sehen würde. Und ich muß doch meinen Mann sehen und meine Pflegerkinder, die vor Gericht zu erscheinen haben.“

Der Mann ließ sie freundlich vortreten. Der große, hohe Saal erhielt von oben durch eine Kuppel sein Licht. Am vorderen Ende befanden sich auf einer Estrade die Tische und Sitze der Richter, etwas höher in der Mitte der Stuhl des Präsidenten. Aber ihm an der Wand war ein großes, schönes Kreuzifix angebracht. An der rechten Längswand des Saales, vom Präsidenten aus gesehen, befand sich die Bühne der Geschworenen, auf der linken Seite, ebenfalls etwas erhöht, die Bank des Angeklagten. Vor derselben stand das Pult des Verteidigers, ihm gegenüber das des Anklägers. Gerichtsdiener waren noch geschäftig, die Sessel zurechtzurücken, Bücher und Akten auf die Tische der Richter zu legen. Jetzt trat Herr Meunier in seinem Salar mit weißen Bässchen und Barett in den Saal und begab sich an sein Pult, öffnete die Mappe und blätterte rasch noch einmal die Akten durch; es war alles in Ordnung: jedes Blatt lag an seiner Stelle. Er blickte auf die Uhr und sagte: „Noch fünf Minuten, — gerade noch Zeit, mich etwas zu sammeln.“ Dann



setzte er sich und schaute ruhig nach dem Kreuzstiz, ein stilles Gebet verrichtend. Aber er wurde bald gestört. Eine Gruppe seiner Amtsbrüder war eingetreten und umringte ihn. Gleich darauf begab sich der Staatsanwalt an seinen Platz, den Verteidiger mit einer steifen Verbeugung begrüßend. Herr Meunier trat zu ihm hin und bot ihm freundlich die Hand; der viel jüngere Mann gab ihm flüchtig die Fingerspitzen und sagte: „Erfreut über Ihr kollegiales Entgegenkommen, Herr Rechtsanwalt! Wenn ich eine Bitte äußern dürfte: ziehen wir doch die unangenehme Sache nicht unnötig in die Länge! Sie haben da auf der Liste Ihrer Schutzzeugen eine ganze Litanei von Namen, die offenbar nichts anderes als den guten Leumund des Angeklagten bezeugen können. Wozu das? Ich bin ganz bereit, selbst hervorzuheben, daß der Herr Abbe sich des besten Leumunds erfreute. Streichen Sie doch die Hälfte.“

„Gewiß werde ich mir Mühe geben, die sehr unangenehme Sache, wie Sie mit Recht die heutige Verhandlung nannten, nicht ungebührlich in die Länge zu ziehen, und werde vielleicht, je nachdem die Dinge sich gestalten, auf den einen oder andern Zeugen verzichten können. Darf ich dafür auch von Ihnen eine Gunst erbitten? Es würde mir nämlich sehr leid tun, wenn die Anklage gegen den einen Priester von irgend einer Seite zu einer Anklage gegen den Stand der Priester ausgebeutet würde.“

„Haha, Sie denken an das trojanische: *Ab uno disce omnes* — wie dieser, so sind sie alle! Wenn Sie mich nicht reizen, Herr Kollege, — doch da schlägt es, und der Gerichtshof tritt ein.“

Rasch kehrte Herr Meunier an sein Pult zurück, während die Richter in ihrer Amtstracht durch die große Flügeltüre in den Saal eintraten und ihre Plätze einnahmen. Gleichzeitig erschienen auch die Geschworenen auf ihrer Tribüne, und ohne daß der Präsident die Glocke zu rühren brauchte, verstummte das Gepolter auf der Galerie. Alle Blicke richteten sich jetzt auf die Türe links, durch welche der Gefangene eintreten mußte. Auf einen Wink des Präsidenten öffnete sich dieselbe, und von zwei Gendarmen begleitet, betrat Abbe Montmoulin den Saal.

Bleich und gesenkten Hauptes, aber ruhig und gefaßt schritt er bis in die Mitte; dann erhob er seine Augen zu den Richtern und verneigte sich. Gleichzeitig hat-

te er das Bild des Gekreuzigten erblickt, und ein trauriges Lächeln glitt über seine Züge. Er hatte nun den Tröster gefunden, zu dem er in seiner Trübsal den Blick erheben konnte. Es war ihm, als höre er den Mann der Schmerzen zu ihm: „Komm, folge mir nach! Nimm dein Kreuz auf dich!“ Unwillkürlich legte er seine Hand auf's Herz und antwortete: „Ja, Herr; gib mir deine Gnade dazu!“ Der Blick und die Gebärde des Angeklagten waren weder dem Präsidenten noch den Geschworenen entgangen. Der Präsident fragte sich: „Sollte er ein solcher Heuchler sein?“ Der Staatsanwalt brummte halblaut, so daß es die Geschworenen hören konnten, in deren Nähe sein Pult stand: „Der Komödiant!“ Im allgemeinen war aber doch der erste Eindruck, den der Angeklagte hervorbrachte, kein ungünstiger, auch unter den Zuschauern nicht. Madame Le Noir wischte sich sogar jetzt schon, als sie den Gefangenen erblickte, dessen schwarze Soutane sein bleiches Gesicht noch blässer erscheinen ließ, mit ihrem weißen Tuch die Augen.

Mittlerweile hatte Abbe Montmoulin zwischen den beiden Gendarmen auf der erhöhten Anklagebank den Geschworenen gegenüber Platz genommen. Er fühlte förmlich, wie aller Augen auf ihn gerichtet waren, und eine leise Röte stieg ihm auf die Stirne. Der Präsident eröffnete nun die Verhandlung mit einigen passenden Worten. Ein entsetzliches Verbrechen sei begangen, eine durch ihre Güte und Mildtätigkeit allgemein geschätzte Dame sei ermordet und beraubt worden, und was noch entsetzlicher sei, der Verdacht der Tat sei auf einen Priester, ihren Seelsorger gefallen. Pflicht der Gerechtigkeitspflege, die kein Ansehen der Person kenne, sei es, über Schuld oder Unschuld des Angeklagten zu befinden. Diese Untersuchung müsse aber mit aller Unparteilichkeit geführt werden; er bedaure es, daß in den öffentlichen Blättern dieser traurige Fall vom Standpunkte der politischen Parteien aus behandelt worden sei, daß man ihn sogar zu politischen Zwecken habe ausnützen wollen, bevor auch nur die Schuld des Angeklagten gerichtlich erwiesen sei. Dieser Parteigeist dürfe den Gerichtssaal nicht betreten; es sei die heilige Pflicht der Gerechtigkeit, nicht auf Person oder Stand, sondern einzig auf erwiesene Tatsachen zu achten. Zu seinem Schmerze habe er das Volk auf der Straße au-



herungen tun hören, welche nur der Abscheu gegen das Verbrechen und die falsche vorgefaßte Meinung erklärten, der gegenwärtige Priester sei der Tat bereits überwiesen. Er warne die Zuschauer auf der Galerie vor jeder Ausbreitung des Beifalls oder Mißfallens, welche von demselben Gedanken eingegeben werden könnte. Die erste Störung der Ruhe würde unbedingt die Räumung der Galerie zur Folge haben.

Nach dieser kurzen Anrede stellte der Präsident die üblichen Fragen über Namen, Stand, Geburt usw. an den Angeklagten, der dieselben mit ruhigem Anstand beantwortete. Dann mahnte der Präsident den Verteidiger des Angeklagten an seine Pflicht, nichts gegen sein Gewissen oder gegen die dem Gesehe schuldige Ehrfurcht zu sagen und seine Gründe mit Ruhe und Mäßigung vorzulegen. Hierauf wandte er sich an die Geschworenen, die sich erhoben und unbedeckten Hauptes die vom Gesehe vorgeschriebene Mahnung anhörten, welche der Präsident an sie richtete: „Ihr schwört und versprechet vor Gott und den Menschen, mit der gewissenhaftesten Aufmerksamkeit die Anklagen zu prüfen, welche gegen Abbe Montmoulin erhoben werden . . . ; weder auf die Stimme des Hasses oder der Abneigung, noch der Furcht oder Zuneigung zu horchen; euren Spruch gemäß der Anklage und Verteidigung nach eurem Gewissen und eurer innerster Überzeugung mit der Unerblichkeit zu fällen, welche einem ehrlichen und freien Manne geziemt.“

Jeder der Geschworenen, vom Präsidenten namentlich aufgerufen, erhob seine Rechte und rief: „Ich schwöre es.“ Dann forderte der Vorsitzende den Angeklagten auf, die Anklage, die nun verlesen werden mußte, mit Aufmerksamkeit zu hören, und gab dem Greffier (Gerichtsschreiber) die betreffende Weisung. Derselbe verlas nun mit lauter Stimme die furchtbare Unschuldsigung, „daß der gegenwärtige Francois Montmoulin, Pfarrer von St. Victoire, am 20. Februar des laufenden Jahres die unverehelichte, 65 Jahre alte Marie Blanchard wissentlich, absichtlich und mit Vorüberlegung ermordet und um die Summe von 12 000 Franken beraubt habe.“ Obwohl der Inhalt dieser Anklage schon längst bekannt und durch die Zeitungen verbreitet war, übte die feierliche Verlesung doch einen gewaltigen Eindruck auf die Zuhörer; mit Mitleid oder Ab-

scheu blickten alle auf den Angeklagten, der mit geschlossenen Augen zuhörte und bei dem Worte „ermordet“ unwillkürlich zusammenzuckte. Ein Blick auf das Kreuz, zu dem er am Schlusse der Lesung das Auge erhob, gab ihm aber die ruhige Fassung wieder. So konnte Abbe Montmoulin dem Präsidenten auf die Frage, ob er die Anklage verstanden habe, mit klarer Stimme antworten: „Ich — Ich bin unschuldig.“

Nest erhob sich der Staatsanwalt zur Begründung der Anklage. Er begann mit der Bitte um Entschuldigung, wenn es sein Amt mit sich bringe, gegen den Vertreter eines Standes vorgehen zu müssen, der als solcher Anspruch auf Ehrfurcht habe. Nicht dem Ankläger sei es beizumessen, wenn dadurch das Gefühl der Gläubigen bitter verletzt werde, sondern dem Verbrecher, der uneingedenk seines Standes, ein solch himmelschreiendes Argerniß gegeben habe. Es sei dem Maire von St. Victoire, dem Untersuchungsrichter und ihm selbst, dem die heilige Pflicht obliege, das Verbrechen aufzudecken und den Verbrecher zur Strafe zu bringen, schwer geworden zu glauben, daß der Mörder sich unter dem Gewande des Priesters verberge. Aber der Augenschein habe lauter gesprochen als jedes Bedenken und sowohl ihm als allen Beamten, welche mit der Untersuchung sich befassen mußten, die Überzeugung abgerungen, daß der gegenwärtige Abbe Montmoulin zu der — übrigens nicht so kleinen — Zahl der Priester gehöre, welche ihr Kleid und ihren Stand mit Schmach bedecken. Er zweifle nicht im mindesten, daß es der Anklage gelingen werde, alle vorurteilsfreien Männer, ja sogar die ergebensten Anhänger des Klerus durch die Wucht der Beweise von der vollen Schuld des Angeklagten zu überzeugen.

„Die einfache Verlesung des Protokolls über den Tatbestand und des ersten Verhöres muß dem hohen Gerichtshof und den Geschworenen beweisen, daß nur der Angeklagte der Täter sein kann“, fuhr der Staatsanwalt fort. „Hören Sie!“ Und nun erzählte der Ankläger, wie dem Maire und dessen Freunden die erste Nachricht von dem Vermissten der Ermordeten zur Kenntnis gekommen sei; wie derselbe, seinem Amte entsprechend, den Angeklagten sofort aufgesucht habe, in der Meinung, es handle sich nur um einen Unfall der Ermordeten; in welcher offenbaren Aufregung man den Ange-



flagten gefunden habe, und wie erst dabei dem Maire der Verdacht aufgestiegen sei, es handle sich um ein Verbrechen. Der Hausfuchung habe sich der Angeklagte nur unwillig gefügt — natürlich: sie mußte ja zu einer vorzeitigen Entdeckung des Verbrechens führen. Doch man möge statt seiner das Protokoll hören.

Das selbe wurde langsam und deutlich verlesen. Dreimal unterbrach der Staatsanwalt die Lesung, um die Geschworenen auf das sonderbare Benehmen des Pfarrers bei der ersten Unterredung mit dem Maire, bei der Auffindung der Leiche und des Messers aufmerksam zu machen. Die Freunde des Angeklagten erschrafen, als sie diese schwerwiegenden Verdachtsgründe hörten.

Der Präsident fragte nun den Angeklagten, ob er die Richtigkeit des Protokolls anerkenne; derselbe antwortete: „Die Tatsachen, die es enthält — ja: die Erklärung derselben — nein.“

Präsident: „Also Sie geben zu, daß der Herr Maire und dessen Begleiter Sie zu so später Stunde unruhig im Zimmer auf und ab gehen fanden? Wie erklären Sie das, da Sie doch angeblich sich unwohl fühlten?“

Angeklagter: „Ich hatte den ganzen Nachmittag im Bett zugebracht und mußte noch mein Brevier beten.“

Präsident: „Die Herren behaupten übereinstimmend, den Eindruck gehabt zu haben, daß die Mitteilung vom Verschwinden der Ermordeten Sie nicht sonderlich in Verwunderung gesetzt habe, und schließen daraus, daß Sie von dem Schicksal Madame Blanchards bereits Kenntnis hatten. Was sagen Sie dazu?“

Angeklagter: „Wie wäre das möglich? Ist denn anzunehmen, daß der Täter mich davon in Kenntnis gesetzt hätte?“

Präsident: „Sie umgehen meine Frage: Wußten Sie um das Verbrechen oder nicht?“

Angeklagter: „Da nicht anzunehmen ist, daß der Täter mir Mitteilung machte, so hätte ich nur darum wissen können, wenn ich selbst der Täter wäre. Ich wiederhole aber die Beteuerung meiner Unschuld.“

Staatsanwalt: „Ich mache die Geschworenen darauf aufmerksam, daß der Angeklagte es nicht wagt, in Abrede zu stellen, die Mitteilung des Maire habe ihn nicht sonderlich überrascht. Im Zu-

sammenhang mit unsern andern Beweisen finden wir in diesem Umstande allerdings eine Bestätigung, daß er selbst den Mord beging.“

Verteidiger: „Sollte denn der Umstand, daß sich in den Mienen meines Klienten keine Verwirrung zeigte, nicht umgekehrt ein Beweis seiner Unschuld sein? Wenn übrigens die Herren sich nicht täuschen, was so leicht der Fall sein kann, und wirklich die Kunde vom Verschwinden der unglücklichen Dame ihn nicht sonderlich überraschte, so werde ich in der Lage sein, Ihnen zur rechten Zeit eine andere sehr annehmbare Lösung dieser Schwierigkeit zu geben. Jetzt würde uns meine Erklärung zu weit führen.“

Staatsanwalt: „Auf diese Erklärung bin ich sehr gespannt. Der fromme Herr Verteidiger glaubt vielleicht, die Seele der Ermordeten oder ein Engel vom Himmel sei dem Herrn Pfarrer erschienen.“

Man lachte auf der Galerie, und auch die Geschworenen schmunzelten sich zu. Die Bemerkung des Verteidigers, daß er diese Worte des Anklägers für nicht sehr taktvoll halte, fand wenig Nachhall im Saale. Man hatte allgemein den Eindruck, daß die Antwort des Angeklagten nicht völlig befriedigte.

Der Präsident befragte nun den Angeklagten über sein Benehmen bei der Hausfuchung. Hier waren die Antworten befriedigender. Auf die Frage aber nach dem „scheuen Blick“, den der Maire, wie er ganz bestimmt behauptete, den Angeklagten auf die Türe der Kammer werfen sah, lautete die Antwort abermals ausweichend. Der Staatsanwalt sagte ironisch, das werde natürlich die Geistererscheinung erklären, und er wundere sich nur, daß der Herr Verteidiger die Gespenstergeschichte noch nicht zum besten gebe; wahrscheinlich habe er sie aber auf den Abend verschoben, weil sie dann eine kräftigere Wirkung erziele. Jetzt bat der Präsident doch den öffentlichen Ankläger, den furchtbaren Ernst der Verhandlung nicht durch solche Bemerkungen zu stören. Dann fragte er weiter:

„Sie waren der erste, welcher sah, was unter dem Bahrtuche verborgen lag?“

Angeklagter: „Ich sah unter demselben die Füße der Ermordeten hervorragen.“ (Fortsetzung folgt.)



Anacleto Flores wurde an den Daumen aufgehängt; dann peitschte man ihn und stach ihm mit Messern in die Füße. Diese entsetzliche Folter sollte ihn zwingen, das Versteck unseres Oberhirten zu verraten. Doch standhaft ertrug der Märtyrer die furchtbaren Schmerzen. Seine Todesgefährten mußten der teuflischen Marter zusehen. Mitten in seinen Qualen ermutigte Flores sie, Christus dem Könige die Treue zu halten bis in den Tod. Da die Henker kein Wort aus ihm herauspressen konnten, stießen sie ihm schließlich ihre Dolche in die Brust. Die übrigen wurden erschossen. Ein Freund und Landsmann Flores' erzählt, daß die Gattin des Blutzengen mit einem „Schutzbrief“, den ein zuständiger Richter ausgestellt hatte, zur Kaserne eilte, um die Hinrichtung gesehlich zu hindern. Doch die Unmenschen ließen sie nicht ein, bis sie ihr grausiges Werk vollendet hatten.

Einer der drei Brüder Vargas Gonzalez wurde aus unbekannten Gründen nicht erschossen. Er war Augenzeuge des Märtyrertums, und ihm verdanken wir viele Einzelheiten. Als die Leichen hinausgetragen wurden, durfte auch er die Kaserne verlassen. Ich ging mit vielen anderen hin, um die Leichen der Blutzengen zu schauen, die man den Familien etwa eine Stunde nach der Hinrichtung zurückgegeben hatte. Aber den Särgen der beiden Brüder lagen zwei gekreuzte Palmzweige und Kränze aus weißen und roten Rosen. Ihr Gesicht war unbedeckt; man sah, wie ihre Kleider bis zum Halse von Blut überströmt waren.

Anacleto Flores läßt seine junge Gattin und zwei Knaben im Alter von drei und eineinhalb Jahren zurück. Sein ganzes Erbe ist nur der Ruhm seines Märtyrertums. Ich sah, wie sein Ältester sich durch die umstehende Menge drängte und eine Frau bat, sie möge ihn emporheben, damit er seinen toten Vater küssen könne . . .

Das Begräbnis des Blutzengen sollte am folgenden Tage um halb 3 Uhr nachmittags stattfinden. Die Menschenmenge, die daran teilnahm, war nicht zu überblicken. Auf allen Gesichtern spiegelte sich die tiefe Trauer um den Ermordeten wieder. Seine Freunde hatten es sich als Gunst auserbeten, den toten Helden auf ihren Schultern zur letzten Ruhestätte tragen zu dürfen. Auf der Schwelle des Hauses hielten die Träger des Sarges etwas inne, und ein Arbeiter betete mit lauter Stimme die Anrufung vor, die der Märtyrer so ver-

breitet hatte: „Daß du die Feinde der hl. Kirche demütigen wollest.“ „Wir bitten dich, erhöhe uns“, erwiderte die dichtgedrängte Menge. — „Königin der Märtyrer.“ — „Bitte für uns und die Union Populare.“ Darauf schritten wir zwei Jünglinge und ein Arbeiter strömten die Menschen hervor, die sich dem Zuge anschlossen. Am Grabe ergriffen zwei Jünglinge und ein Arbeiter das Wort. Sie schlossen ihre Rede mit dem Rufe: „Es lebe Christus, der König! Hoch, die Märtyrer Christi!“ in den die Volksmenge mit Begeisterung einstimmte. Ich versichere Dir, es schien keine Trauerkundgebung, sondern ein Triumph zu sein!

Die Leichen Luis Padillas und der Brüder Vargas Gonzalez wurden um 5 Uhr nachmittags gemeinsam zu Grabe getragen. Man mußte so lange warten, bis ihr Vater von Colima kam. Auch ihr Begräbnis fand unter großer Anteilnahme der Bevölkerung statt. Alle Stände und Klassen Guadalajaras waren auf dem Friedhof vereint. Es war nur noch ein Volk.

Zwei der Redner, die die Trauerrede auf Anacleto Flores gehalten hatten, wurden verhaftet, als sie kaum den Friedhof verlassen hatten, und erschossen. Dem dritten gelang es, zu entfliehen. Am selben Nachmittag wurde der Sänger Ezechiel Huerta und sein Bruder Salvador, ein Mechaniker, gefangen genommen. Man verlangte von ihnen, sie sollten das Versteck ihrer Brüder, die Priester sind, verraten. Da sie sich weigerten, wurden sie am folgenden Tage um 2 Uhr morgens erschossen und sofort begraben. Ihren Familien wurde als einzige Nachricht von ihrem Schicksal die Bescheinigung ihrer Beerdigung zugestellt. Ezechiel hinterläßt 11 Kinder und Salvador 10.

Die mexikanische Regierung hat, wie gewöhnlich, ihre Zuflucht zur Verleumdung genommen, um ihre Verbrechen zu bemänteln und den guten Ruf ihrer Opfer zu vernichten. Als Grund der Erschießung Anacleto Flores' gab sie an, er sei der „geistige Urheber der Ermordung Mr. Wilkins“ gewesen. Gegen diese unsinnige Verdächtigung erhob auch die nordamerikanische Kolonie Einspruch.

Jeden Tag gehen die Erschießungen weiter. In den Kerkern liegen viele, die warten, bis die Reihe auch an sie kommt. Täglich werden Frauen und Mädchen, die für die Sache der Kirche arbeiten, in großer Zahl ins Untersuchungsgefängnis eingeliefert. Fortwährend finden Hausdurchsuchungen statt. Den Bewoh-



nern eines Hauses, in dem ein Priester gefunden wird, droht der Tod. Erinnerst Du Dich noch an den Priester Hermenegildo Lara? Er hat jetzt auch die Krone des Martyriums errungen. Man fand seinen Leichnam, von Kugeln durchbohrt. Man lebt hier Tag und Nacht in beständiger Todesgefahr. Bete für uns, daß wir als wahre Christen zu leben und zu sterben wissen."

**Das deutsche Zeitungswesen.** Deutschland hat 3150 Zeitungen, von denen mehr als 2000 täglich oder öfters am Tage erscheinen. Das zeitungreichste deutsche Land ist Bayern mit 413 Zeitungen. Das zeitungärmste Thüringen mit 12 Zeitungen. Berlin hat allein mit Vororten zusammen mehr als 100 Zeitungen, während Hamburg über 22 Zeitungen verfügt. Nach politischen Parteien eingeteilt, verfügt das Zentrum über 380 Zeitungen, die Rechte über 720, den Demokraten stehen 366 und den Sozialdemokraten 142 Zeitungen zur Verfügung. 1635 Zeitungen sind parteilos oder gehören zu kleinen Splitterparteien. In der Tschechoslowakei gibt es nicht weniger als 600 deutsche Zeitungen (ein Drittel aller dort erscheinenden Zeitungen). In Rumänien sind 39 Zeitungen deutsch. In Deutsch-Südwest-Afrika gibt es noch 5 deutsche Zeitungen. In England gibt es nur 1 deutsche Zeitung. Frankreich und Elsaß-Lothringen hat mehr als 20 deutsche Zeitungen. In den Vereinigten Staaten gibt es 28 deutsche Zeitungen. In der Hauptstadt von Brasilien erscheinen 18 deutsche Zeitungen. In Argentinien 9, in Chile 2. Die Schweiz verfügt über 27 deutsche Zeitungen. Südslavien hat 10. Auch in Schweden, Norwegen und Dänemark gibt es einige deutsche Zeitungen. Im Ganzen hat Nordamerika (U. S. A.) 21 000 Zeitungen, England 2400, Frankreich 5000, Rußland etwa 750. Japan 400 Zeitungen, China 48, die mehrere hundert Jahre schon bestehen. Abessinien hat nur eine Zeitung.

Die Gesamteinnahme der amerikanischen Kinos in der letzten Herbstsaison betrug 1 100 Millionen Dollar. Eine nette Summe, die der Flimmerwand geopfert wurde.

## Memento

Carum: Bernhard Haverkamp, langjähriger Wohltäter und Förderer unserer Mission.

Revelaer: Karl Erben. Hannover: Johann Biales. Witten: Elisabeth Pürner. Nalbach: Katharina Spurf. Geldern: Johann Kessers. Rheidt: Frau Heide. Holz Kirchhausen: Paul Abler. Hilpertshausen: Frau Gerhard. Dittwar: Theresia Honikel. Röllbach: Adalbert Adermann.

## Briefauszüge

Holz Kirchhausen: Durch die Fürbitte des hl. Joseph, der hl. Rita und der hl. Theresia vom Kinde Jesu wunderbar erhört worden.

Werne: Dank dem hl. Antonius für Hilfe in mehreren Anliegen, zugleich bitte um Hilfe in einem sehr großen Anliegen. Dank für Antoniusbrot.

Heidersdorf: Anbei Missionsalmosen zu Ehren des hl. Joseph, der hl. Theresia vom Kinde Jesu und den armen Seelen im Fegefeuer um Hilfe in einem Anliegen.

Zdunb: Tausendmal Dank dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für erlangte Hilfe. Ein Heidenkind war versprochen. Ferner . . . Mark für erlangte Hilfe im Stall.

A. B. D.: Dank dem hl. Herzen Jesu und Maria und meinen hl. Schutzpatronen für Hilfe in schweren Anliegen mit der Bitte ums Gebet in verschiedenen Anliegen.

Alt-Patschkau: Aus Dankbarkeit ein Heidenkind der lb. Gottesmutter von Wartha, der hl. Theresia vom Kinde Jesu, dem hl. Joseph und hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus und dem hl. Aloisius für schnelle Hilfe in Lebensgefahr.

Zell: Um vor einer ansteckenden Krankheit, in deren Nähe ich leben mußte, bewahrt zu bleiben, nahm ich meine Zuflucht zur Muttergottes. Die Hilfe blieb nicht aus. Ein Geschenk war versprochen. Schachtebich: Ein Heidenkind dem hl. Joseph zu Ehren als Dank für erlangte Hilfe in schwerem Anliegen.

Lette: . . . Mark als Almosen für die Mission zu Ehren der hl. Mutter Anna und der kleinen hl. Theresia vom Kinde Jesu zum Dank für Hilfe in schwerem Anliegen.

Altenhundem: Dank der Gottesmutter, dem hl. Joseph und den armen Seelen für auffallende Hilfe in schwerer Krankheit.

Delbrück: Dank dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in großer Verlegenheit um eine passende Wohnung.



Appelhülsen: Herzl. Dank der Schmerzensmutter, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für Hilfe in besonderem Anliegen.

Drensteinfurt: Tausendfachen Dank dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus und der gottseligen Katharina Emmerich für Bewahrung vor schwerer Krankheit. Almosen und Veröffentlichung war versprochen.

Rölsdorf: . . . Mark Almosen als Dank für erhaltene Hilfe in zwei Anliegen.

Herb.-Dorsten: Herzlichen Dank der Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus und der kleinen hl. Theresia vom Kinde Jesu für erhaltene Stellung.

. . . Mark als versprochenes Missionsalmosen zu Ehren des hl. Antonius und der lb. Muttergottes für meinen Sohn, der an Anfällen gelitten und lange arbeitslos war.

Coesfeld i. W.: Dank dem hl. Antonius für Wiederbringung eines verlorenen Rossers und Mantels im Zug.

G.: Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und der hl. Theresia für Erhörung in einem Anliegen.

## Gebetsempfehlungen

Bitte um das fürbittende Gebet um weitere Hilfe in dem Anliegen einer besorgten Mutter.

Eine Schwerhörige um Befreiung von ihrem Leiden.

Oldenburg: Ein wichtiges Anliegen.

Hannover: In einer Geschäftsangelegenheit.

Solingen: Eine schwerkranke Mutter von drei Kindern bittet ums Gebet der „Verzögerungsmittel.“

Grefrath: Stellungswechsel.

Rhehd: Eine kranke Mutter.

Rühlsseggen: Ein kranker Vater.

## Empfehlenswerte Bücher

„Das Marienleben!“ Ein Zyklus von 12 Bildern von Martin von Feuerstein, herausgegeben von Dr. A. Fähr, mit Gedichten von Vater Theobald Masarey. Verlag des Sakramentskalenders in Emdenau (Schles.) 1926, 63 S. Preis 4 Mk. Es wird im literarischen Leben nicht oft vorkommen daß ein weltbekannter Kunstschriftsteller und ein zart besaiteter Lyriker zusammengehen um ein in vornehmer Offizin gedrucktes, einem hohen Kirchenfürsten, dem Nuntius Pacelli gewidmetes Werk schließlich in einem Verlage erscheinen zu lassen der auf einem schlesischen Dorfe zu Hause ist. Möge dieser Umstand dem Bekanntwerden des schönen Werkes seinen Eintrag tun! Möchte es im Gegenteile in

recht viele Häuser des ganzen deutschen Sprachgebiets seinen Reichtum an religiöser und künstlerischer Erbauung tragen.

Ein neuer Kreuzweg von Martin von Feuerstein. 14 weiß-schwarze Blätter in Größe 14×9 cm. (Postkartenformat) und 10×6 cm. (als Andachtsbildchen). Preis der Serie in Postkartenformat 2.25 Mk. als Andachtsbildchen 1.— Mk. Verlagsanstalt Benziger & Co A. G. Einsiedeln.

Auf 10 Blättern erscheint der leidende Heiland allein; auf 4 Blättern tritt eine zweite Gestalt hinzu: Maria, Simon von Cyrene, Veronika und eine klagende Mutter aus Jerusalem. Das mag auffallend unpassend erscheinen, doch wer beten betrachten will, ist hochbefriedigt; es fällt alles weg, was zerstreuen könnte und der Künstler gibt was tief ergreift und erbaunt. Seine Bilder sind aus wahrer, inniger, religiöser Stimmung, aus einer frommen Auffassung, aus edlen, schönen Formen entstanden. Ein vorzügliches Werk.

Die hl. Theresia von Lisieux. Ein kurzes Lebensbild der „Kleinen Heiligen.“ Von Vater Hermann J. Terhünte, S. C. S. 18 Seiten. Broschürt 75 H. Verlag: Missionshaus Ettard, Post Wehr, Bezirk Aachen.

In 3 Kapiteln bietet der Verfasser ein Heiligenleben eigener Art. Neu ist die knappe Form, die alles Nebenfällige streicht, neu ist die klare Herausstellung der Eigenart der beliebten Heiligen und ihre Bedeutung für unsere Zeit, neu ist die Gesamtdarstellung in gepflegter, kerniger Sprache, die alles Überschwengliche und Süßliche meidet. Hier haben wir ein im besten Sinne modernes Heiligenleben.

Die selige Bartolomea Capitanio. Von Messandro Tamborini, Priester. Ins Deutsche übertragen von P. Glanz-Eicha. 100 Seiten. Preis kartoniert Mk. 1.—, gebunden Mk. 1.50. Salesianer-Verlag, München 7.

Das still-friedliche, Wohltaten spendende Leben von Gott besonders begnadeter Persönlichkeiten wie Bartolomea Capitanio hat dieser unserer Zeit sehr viel zu sagen. Ist doch die Selige ein Muster der Vollkommenheit und ein leuchtendes Vorbild für alle, ganz besonders wegen ihres unermüdblichen, begeisterten Wirkens im Dienste der Hilfsbedürftigen. Das Buch mag vor allem die deutsche Jugend lehren, wie echte Frömmigkeit, gepaart mit festem Willen, nicht nur die eigene Seele zu den Höhen der Heiligkeit führt, sondern auch viele andere nach sich zieht und zu Gott hinführt.

Gott hinter Kerkermauern. (1. Nummer der Katholischen Christenmission.) Von einem Strafanstaltspfarrer. 80 Seiten. Preis 30 H. Verlag des Johannesbundes, Leutesdorf, am Rhein.

„Gott hinter Kerkermauern.“ Gottesbeweise sind es, aber nicht theoretische oder etwa nur mit Beispielen gewürzte Ausführungen, wie es bisher vielfach üblich war, sondern in ganz neuer Form: Gefängnisinsassen erzählen aus ihrem Leben, wie sie durch ihre Lebenserfahrungen gezwungen werden an Gott zu glauben. Diese erschütternden Lebensbilder, die in psychologisch fein dargestellten Zwiegesprächen am Leser vorüberziehen und ihn bis zum Ende fesseln, regen den Leser durch ihre lebendige Überzeugungskraft zu ernstem Nachdenken an.

Brev: Hl. Frühling. Leinenband Mk. 4.—. Verlag Hermann Rauch, Wiesbaden.



Endlich auch ein Büchlein für Knaben, welche zur ersten hl. Kommunion gehen. Bislang ist mir ein solches, so recht zu Knabenherzen sprechendes Buch mit solch packenden und die edelsten Saiten der jungen, gottgeliebten Herzen anklingenden Erzählungen nicht zu Gesicht gekommen. Möge es in jede Knabenhand gelegt werden.

Vater D. S.



---

# Himmelsleiter

 in Grobdruck 

2.—6. Auflage

Mit dem Erscheinen dieses äußerst geschätzten Gebetbuches **Himmelsleiter in Grobdruck** ist einem fühlbaren Mangel abgeholfen. Oft und oft wurde es verlangt, so daß sich der Mariannhiller Missionsverlag St. Joseph zu einem Neudruck entschloß. Das Buch wird mit seiner fernigen Frömmigkeit und den neuen Beisetzungen gewiß gefallen.

456 Seiten. Preis gebunden in Leinwand Rotschnitt Mk. 3.—, in Kunstleder Goldschnitt Mk. 4.—. Bestellungen nimmt jede Vertretung entgegen, (S. 2. Umschlagseite)

---

---

## Mariannhiller Missions-Kalender 1928

*Der Mariannhiller Missionskalender 1928 ist wieder erschienen. Wir bitten unsere Leser im Interesse unserer Mission sich gütigst um den Vertrieb unseres Kalenders bemühen zu wollen. Der spannende und interessante Inhalt, geschmückt mit vielen hübschen Illustrationen, läßt uns hoffen, daß der beliebte Kalender viele Freunde gewinnen wird. Er kostet pro Stück 60 Pfennig, einzeln zugesandt 70 Pf., 4 Stück 2.70 Mk. Bei Abnahme von 12 Stück portofrei 7.20 Mk. und ein Gratisexemplar.*

**Zu beziehen durch unsere Vertretungen**

---

## Mariannhiller Glöcklein-Kalender 1928

kostet in Deutschland Mk. 0.25

in Oesterreich 40 Groschen, in Ungarn Kr. 5000, in der Tschechoslowakei Kc. 2.50, in der Schweiz Fr. 0.50, in Frankreich fr. 2.— Belgien u. Luxemburg 1½ Belgä, Italien Lire 1.40, Jugoslawien Dinar 5.—

**Zu beziehen durch alle unsere Vertretungen**

---

Nachdr. sämtl. Original-Artikel verboten, bei vorausgeh. Übereinkunft gerne gestattet.  
Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck Rhld.  
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bahr.-Schw.